

akzent

Burchard Brentjes

Rätsel aus dem Altertum





Burchard Brentjes

Rätsel

aus dem Altertum

Urania-Verlag Leipzig Jena Berlin

Autor: Professor Dr. phil. habil. Burchard Brentjes
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Illustrationen: Inge Brüx

1. Auflage 1980

1.-30. Tausend. Alle Rechte vorbehalten

© *Urania-Verlag Leipzig/Jena/Berlin*

Verlag für populärwissenschaftliche Literatur, Leipzig, 1980

VLN 212-475/4/80. LSV 0229

Lektor: Ewald Oetzel

Umschlagreihenentwurf: Helmut Selle

Typografie: Claus Ritter

Fotos: Archiv des Autors

Printed in the German Democratic Republic

Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb

Leipzig – III/18/97

Best.-Nr.: 653 6206

DDR 4,50 M

sponsored by



Inhalt

Rätsel in aller Welt? 7

Gold, das vom Himmel fiel 12

Das Wunder von »Troja« 25

Auf Priamos' Spuren? 25

Ein Mann namens Schliemann 26

Magazinbrand statt »Heldenkrieg«? 33

Troja – eine Erfindung Homers? 39

Ein Spiegel seiner Zeit 43

»Schauwerk der bewohnten Welt« 48

Die Pyramiden und die Zahl Pi 48

Was Bilder erzählen 54

Geheimnisse um Baalbek 57

Der Transport der Kolosse 63

Metalltechnik vor Jahrtausenden? 68

»Spezialitäten« aus aller Welt 70

Ein »neuer« Mystizismus 79

Ein Schiff wird unsichtbar 79

Lemuria oder das Land Mu 82

Sherans Auge wacht 84

Erinnerungen an die Wirklichkeit 88

»Folglich muß doch etwas dran sein!« 92

Die Karte des Piri Reis 95

Wie einer zu »espern« vermag 99

»Quellen« und Praktiken des E. v. Däniken 101

Gegen alles Denken mißtrauisch? 110

»Betrübtes Beingerüst von einem alten
Sünder« 112

Der Wunder Größtes ist der Mensch! 119

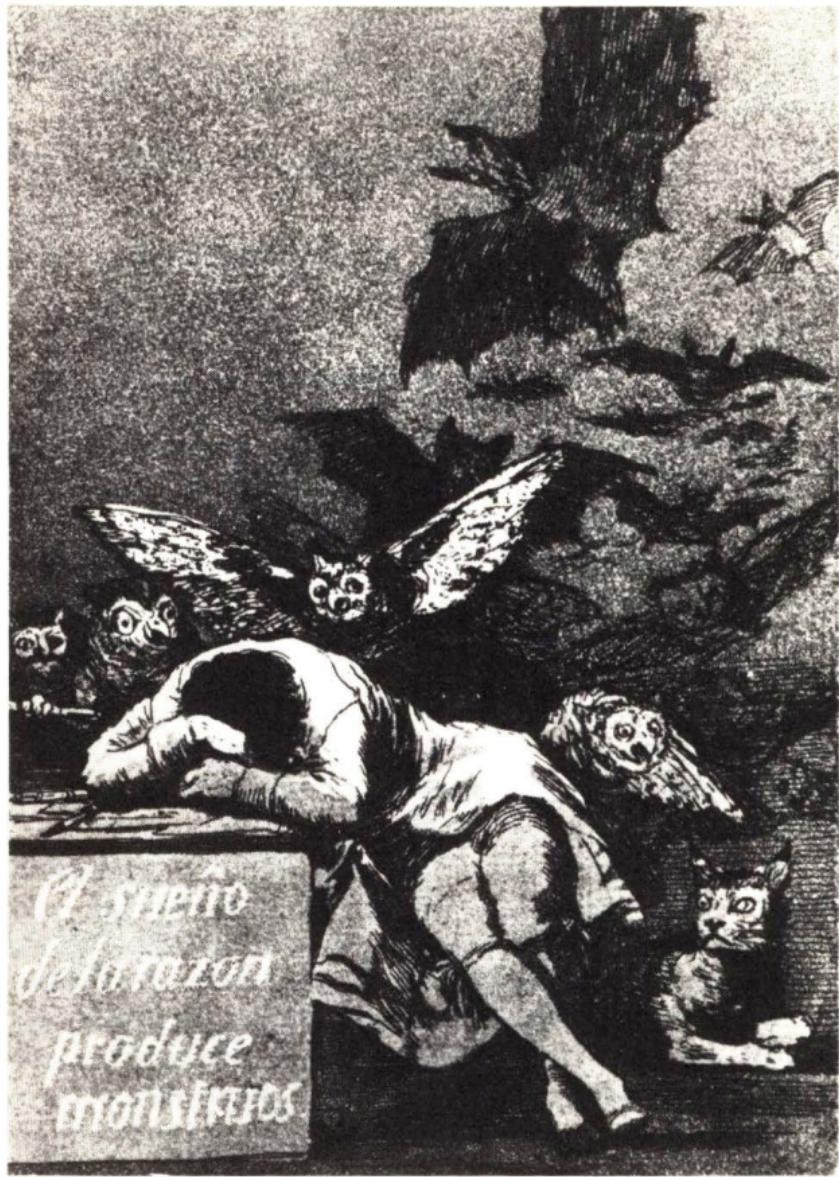
Literaturhinweise 127

Rätsel in aller Welt?

Im Leben der Menschen finden Wunder und Rätsel – oder was auch immer dafür gehalten wird – seit Jahrtausenden aufmerksame Zuhörer, vor allem, wenn über ferne Orte oder Zeiten erzählt wird. Sind zudem noch Gold oder Gewalt, Krieg oder Diamanten im Spiel, so fesselt dieses Genre noch heute als Kriminalroman, Abenteuerfilm oder Phantasiegeschichte Millionen Menschen. Leider sind darunter aber auch Schriften, die ein Geschichtsbild entwerfen, das in mehr oder weniger weitem Kreis um die Wirklichkeit rotiert oder oft genug in keinerlei Beziehung zu ihr steht.

Die Geheimnisse der Ferne und der Vergangenheit konzentrieren sich für viele in der Archäologie, der Altertumswissenschaft, die vor allem auch fremde Länder vergangener Zeiten erforscht. Unzureichendes Wissen, falsche oder gar gefälschte Angaben gaukeln ein Bild der Geschichte vor, das voller Wunder und Rätsel zu sein scheint. Nachrichten über abenteuerliche Entdeckungen im Wüstensand werden um so lieber geglaubt, je mehr sie Kriminalromanen und Abenteuerfilmen gleichen oder ein anderes Bild zeichnen, als es die Wissenschaft erarbeitet hat.

Nicht selten berufen sich dann Phantastik-Schriftsteller oder deren Opfer auf den im Fluß befindlichen Prozeß der wissenschaftlichen Erkenntnis, der so vieles unerklärt lasse, und setzen ihre romantischen Erzeugnisse in jenen »Raum« des Noch-nicht-Erkannten, in dem das Dunkel der Vergangenheit die meisten Lebensspuren überdeckt hat, die Wissenschaft des Nicht-Wollens oder der Unfähigkeit bezüglichend, weil sie diese »Rätsel« nicht gelöst habe.



»Wenn die Vernunft schläft, kriechen die Gespenster hervor«, so lautet in freier Übersetzung die Inschrift auf einem berühmten Werk Francisco Goyas.

Aber die Wissenschaft wird nie aufhören, Neues zu entdecken, neue Erkenntnisse zu sammeln. Die Wirklichkeit, die uns umgibt und die der Mensch gestaltet, ist so unendlich groß, so mannigfaltig und in so rascher Veränderung begriffen, daß stets neue und weiter gespannte Aufgaben des Erkennens vor uns stehen.

Im Prozeß ihrer Arbeit gehen die Wissenschaftler mit immer besseren, verfeinerten Methoden vor, und sie unterwerfen auch immer wieder alte Ergebnisse kritischer Überprüfung, bereit, jede als fehlerhaft oder falsch erkannte Ansicht zu überwinden. Daher ist es ein Zeichen lebendiger Wissenschaft, wenn bisher gültige Auffassungen durch bessere überwunden werden, ein endloser Vorgang, der sich im wissenschaftlichen Meinungsstreit widerspiegelt.

Ein unentbehrliches Mittel der wissenschaftlichen Arbeit ist die Hypothese, eine mit wissenschaftlichen Methoden und vom heutigen Wissensstand aus erarbeitete Aussage über ein noch nicht gelöstes wissenschaftliches Problem. Sie kann sich im Verlaufe der weiteren Arbeit als richtig, als teilweise richtig oder auch als falsch erweisen – aber sie hat einen völlig anderen Charakter als eine Behauptung, die ohne Berücksichtigung der bisherigen Erkenntnisse der Wissenschaft, ohne die Anwendung wissenschaftlicher Methoden aufgestellt, d. h. mehr oder weniger frei erfunden, wurde.

Wie es um die oft diskutierten Wunder und Rätsel in aller Welt steht, wird der Verfasser als Orient-Archäologe mit seinen Mitteln darzustellen versuchen.

Die Archäologie hat es in der Tat mit einem gewaltigen »Wunder« zu tun: der Leistung der Menschheit, auf diesem Planeten eine reiche Kultur zu entwickeln, in der es viele großartige Werke gibt. Zugleich aber ist manches noch umstritten, noch immer rätselhaft. Nur – man muß sich dabei stets bewußt sein, daß es die Menschen der Vergangenheit waren, unsere Vorfahren, die diese »Wunder« geschaffen haben bzw. uns diese Rätsel heute noch aufgeben.

Die unzähligen Leistungen vergangener Generationen und ferner Kulturen haben nicht erst in unseren Tagen die Phantasie vieler Menschen entzündet, auch wenn sich die einstmals Lebenden an anderen Themen erbauten als die heutigen Leser der »Science-fiction«-Bücher, der Kriminalromane oder der Erzeugnisse »wissenschaftlicher« Phantastik. Ist es heute vornehmlich der »Fernsehkrimi«, so waren es in den bibelgläubigen Jahrhunderten Europas die Geschichten des Alten Testaments, wie der Kampf



*Greif über Steinbock, Filzapplikation auf einer Satteldecke, Pa-
zyryk-Kurgan 1; 4. Jahrhundert v. u. Z.*

Davids und Goliaths, die Leidensgeschichte Jesu oder Heiligenlegenden und Volksmärchen mit all ihrer romantischen Grausamkeit, die die Menschen in ihren Bann zogen. Die Gebildeten Europas erbauten sich bis in unser Jahrhundert hinein an den Heldenlegenden der Griechen und Römer. Viele von ihnen schwelgten geradezu in Phantasien, wenn es sich um die Länder »weit hinter der Türkei« handelte, in denen man, wie Plinius und andere antike Autoren schrieben, Menschen mit Hundeköpfen vermutete oder auch Wesen, die das Gesicht auf dem Brustkorb trugen, ja auch Riesen und Zwerge, Fischmenschen u.a.m. Vieles davon fand in die Sagen der Völker Eingang, so die Erzählung von den Arimaspern und den Greifen, von denen schon um 480 v.u.Z. der »Vater der Geschichtsschreibung«, Herodot, geschrieben hatte (IV, 13): »Aristeas, der Sohn des Kaystrobios, aus Prokonnesos, aber sagt in seinem Gedicht, er sei, von Phoibos ergriffen, zu den Issedonen gekommen: jenseits der Issedonen aber, berichtete er, wohnten die Arimasper.

Menschen mit nur einem Auge, jenseits von diesen die goldhütenden Greifen, nördlich von diesen bis an die See die Hyperboreer. Alle diese, außer den Hyperboreern, führten beständig Krieg mit ihren Nachbarn, und die Arimasper hätten damit angefangen. Von den Arimaspern seien die Issedonen aus ihrem Lande vertrieben worden, von den Issedonen die Skythen; die Kimmerier aber seien aus ihrem Gebiet im Süden von den Skythen verdrängt worden und aus ihrem Lande abgezogen.«

Gold, das vom Himmel fiel

Herodot entnahm dem Bericht des Aristeas die Kunde von dem schrecklichen »Kimmeriersturm«, der seit dem späten 8. Jahrhundert v. u. Z. Kleinasien heimgesucht hatte. Die Reiterscharen der Kimmerier waren aus dem Nordkaukasus gekommen und hatten auf wilden Kriegszügen das Phrygerreich verwüstet, die Lyder an den Rand der Vernichtung getrieben und auch die Griechenstädte an den Küsten Kleinasiens nicht verschont. So betraf die Erzählung des Aristeas die unmittelbare Vergangenheit der Heimat des Historikers, der aus Halikarnassos in Kleinasien stammte. Kimmerier und Skythen, die ja noch bis in das 3. Jahrhundert v. u. Z. über die Steppenländer zwischen Wolga und Donau herrschten, waren für die Griechen also

Der Hirsch von Kostromskaja, Gold, 31,7 cm lang, 19 cm hoch





Skythen, Relief einer Elektron-Vase aus Kul Oba, 5. Jahrhundert v. u. Z.

keine Unbekannten – und Kimmerier gab es ja zu Herodots Zeit noch am Asowschen Meer.

Aber schon die Identität der Issedonen ist umstritten. In den ältesten Quellen werden sie als ein skythisches Volk bezeichnet. Vielleicht aber waren es auch jene Stämme der zentralasiatischen Steppen, die die Chinesen U-sun oder Wu-sun nannten. Die einäugigen Arimasper waren hingegen Kinder der Phantasie – noch mehr die »goldhüten-den Greifen«, die nichtsdestoweniger in Griechenland als Realität genommen wurden und auf manchem Bildwerk als Symbole der Macht, des Reichtums und des Schreckens erscheinen.

Die Greifenbilder zeigen Mischwesen, geflügelte Großkatzen mit Greifvogelköpfen – ein Bildmotiv, das die Griechen nicht erfunden, sondern übernommen haben, vielleicht zusammen mit den Erzählungen über das Gold Zentralasiens, das in den Griechenstädten am Schwarzen Meer immer wieder die Gedanken der Kaufleute und Seefahrer auf sich lenkte und dessen Quellen doch so fern lagen, daß sie unerreichbar schienen.

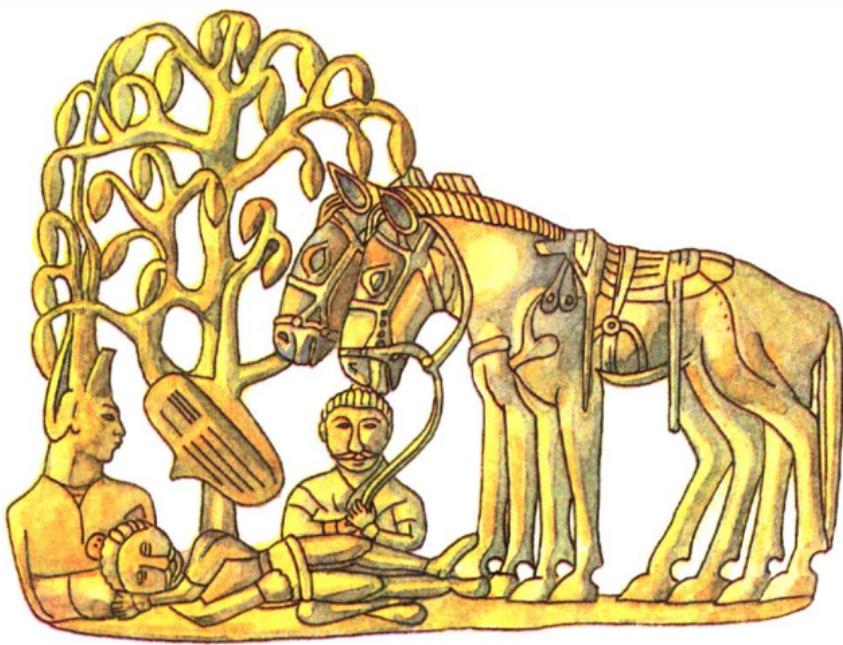
Bei den Herren der Steppen, den Skythen, sahen die Griechen gewaltige Goldschätze, und vielfach ließen skythische Könige Silber und Gold von griechischen Goldschmieden verarbeiten. Grabungen in der Ukraine und in Nordkaukasien brachten wahre Prunkwerke zutage. Es sind schwere Schmuckstücke, Prunkwaffen und Geschirr oder auch Schildzierate in Tiergestalt, so der Hirsch von Kostromskaja oder der (verlorengegangene) Fisch von

Vettersfelde bei Gubin. Die Motive haben oft eine lange Geschichte. So ist der Fisch ein altes sibirisches Symbol einer Stammesgruppe und der Panther das Zeichen der Macht. In ihren Erzählungen mögen die Skythen des öfteren über die Goldländer des Ostens gesprochen haben – wahrscheinlich handelte es sich um die Lena-Goldfelder –, und dabei müssen auch die »Greifen« genannt worden sein, die als Hüter der Goldbergwerke verstanden wurden.

Grabungen am Altai und in Kasachstan haben in der Tat »Greifen« freigelegt – aber nicht Skelette oder sonstige Reste einstiger Wunderwesen, sondern Darstellungen derartiger Mischwesen auf Teppichen und Satteldecken, die einst die Pferde kämpferischer Nomadenreiter schmückten. In den von den Archäologen freigelegten Gräbern von Katanda, Tukta oder Pazyryk fanden sich keine Goldarbeiten wie in den Skythen-Kurganen der Ukraine. Sie sind schon lange zuvor ausgeplündert worden, zuletzt, als im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert Kosaken Kasachstan und den Altai durchzogen, Gräber aufbrachen und das Gold und Silber mitnahmen. Viele Stücke feinsten Goldschmucks sind damals eingeschmolzen worden. Nur eine kleine Auswahl blieb vor der Vernichtung bewahrt.

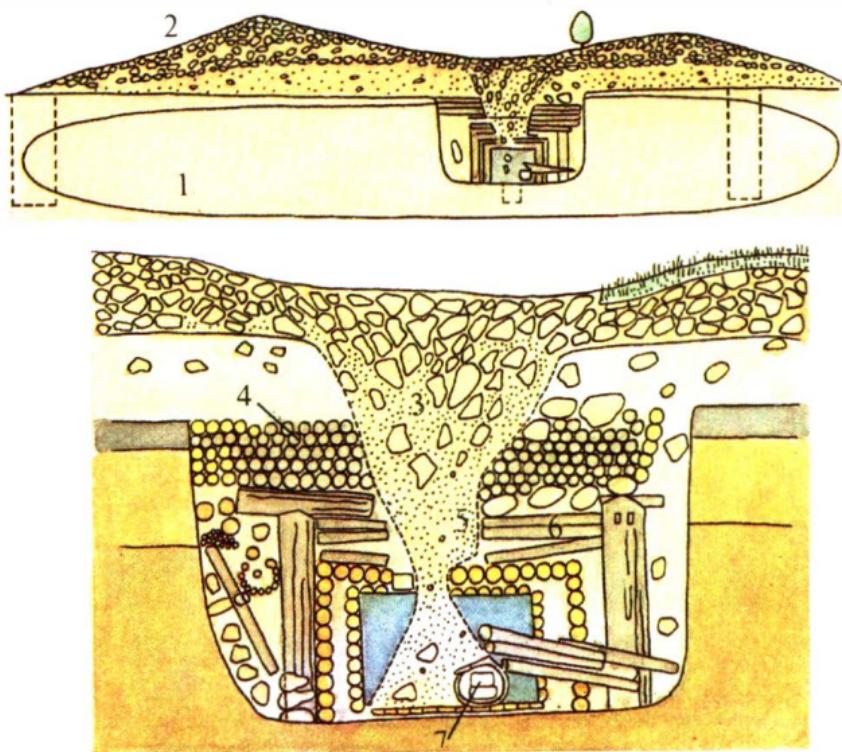
„Sibirisches Gold“





Goldplatte aus der Sammlung Peters des Großen, Ermitage Leningrad. 4. Jahrhundert v. u. Z.

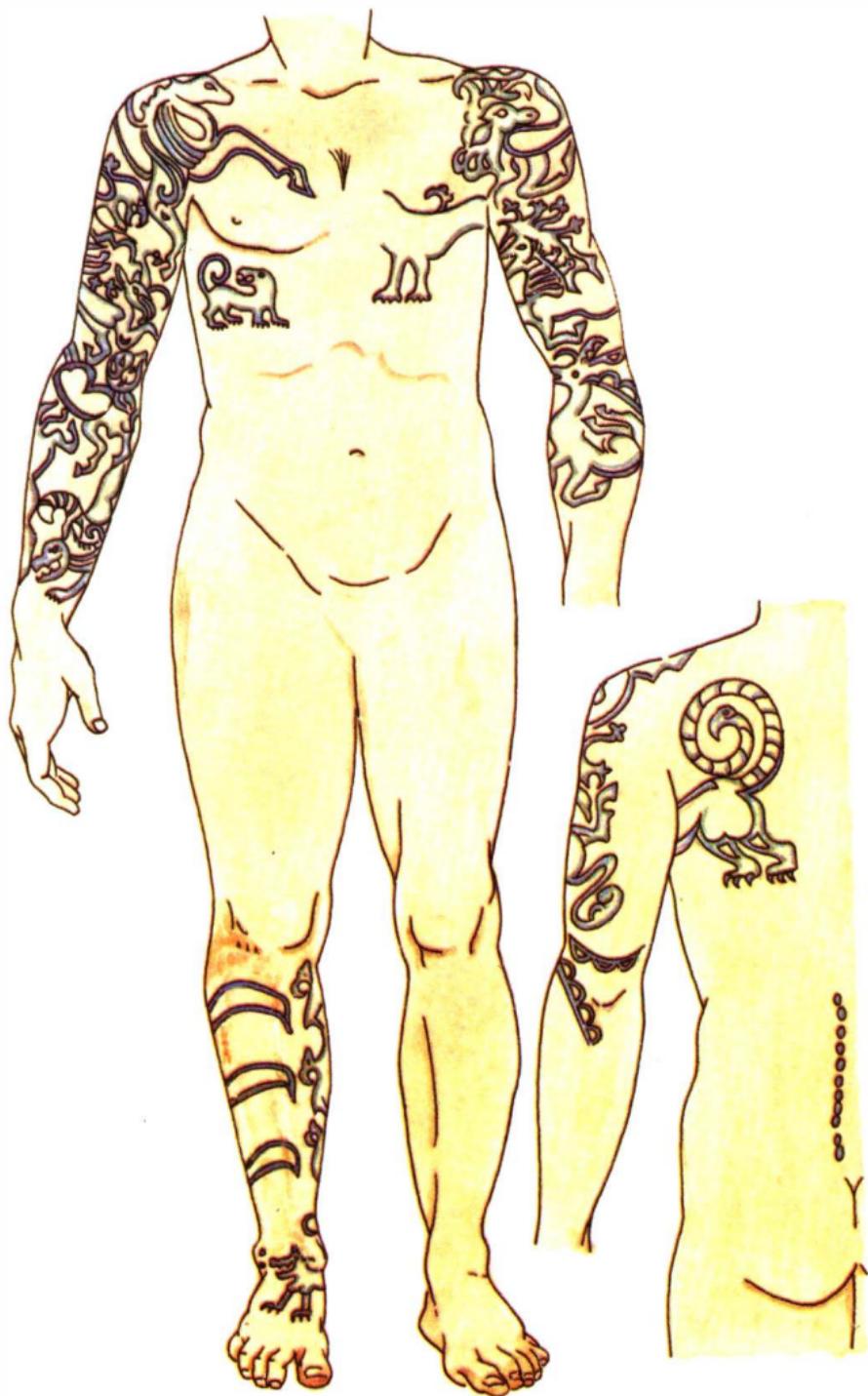
Einige Jahrzehnte residierte im damaligen St. Petersburg ein ungewöhnlicher Zar, Peter I. (1689–1725), der wahrscheinlich von dem Gesandten Hollands, dem Pelzhändler Vitsen, der selbst in Tobolsk gewesen war, von den eigenartigen Funden aus den Kurganen (Hügelgräbern) des Ostens gehört hatte. Er ließ sich derartige Goldarbeiten als Geschenke darbringen; sie können noch heute in der Leningrader Ermitage bewundert werden. Hingegen sind von der Sammlung Vitsens nur einige Zeichnungen erhalten geblieben. Niemand weiß heute, wo die Schätze des »sibirischen Goldes« der Ermitage gefunden worden sind – und vor den Archäologen steht ein wohl unlösbares Rätsel. Nur durch den Vergleich mit späteren Ausgrabungsfunden vermögen wir, wenigstens die Zeit und ungefähr die Gegend der Verfertigung anzugeben: das östliche Kasachstan bis zum Irtysch hin. Sie entstanden vor 2500 Jahren, in jener Zeit, in der Herodot über das Gold der Steppenreiter schrieb (I. 215): »Kleidung und Lebensweise der Massageten sind wie bei den Skythen. Sie kämpfen zu Roß und zu Fuß, mit Lanze und Bogen, aber auch mit der Streitaxt. Bei ihnen ist alles von Gold und Erz; Lanzen, Pfeilspitzen



Der fünfte Kurgan von Pazyryk. 1 – Eislinse; 2 – Grabhügel-»Kurgan«; 3 – Grabräuberschacht; 4 – Balkenlage; 5 und 6 – äußere und innere Grabkammer; 7 – Sarg

und Streitäxte sind von Erz, Kopfbedeckung, Gürtel und Wehrgehänge sind reich mit Gold verziert. Ebenso legen sie auch den Pferden Harnische aus Erz an, aber goldene Zügel, Gebisse und goldenen Kopfputz – eine Schildierung, die wie eine Beschreibung des »sibirischen Goldes« in Leningrad anmutet.

Die Grabungen im Altai haben zwar kein Gold erbracht, wohl aber Arbeiten im gleichen Stil aus Holz, Filz, Leder und Teppich – und es ist ein »Rätsel« der Natur, ein Zufall, der diese leicht verderblichen Kunstwerke bewahrte. Auf den Bergalmen des Altai lagen die Gräber in einer Zone, deren klimatische Bedingungen ungewöhnlich waren. Die Gräber waren tief in den Boden geschlagen, und in die Grabschächte waren Holzhäuser eingebaut worden. Über die Gräber hatten die Erbauer Steinhügel (Kurgan = Hügelgrab) gehäuft, und als kurze Zeit nach der Grablegung Räuber von oben her Schächte in die Grabkammern

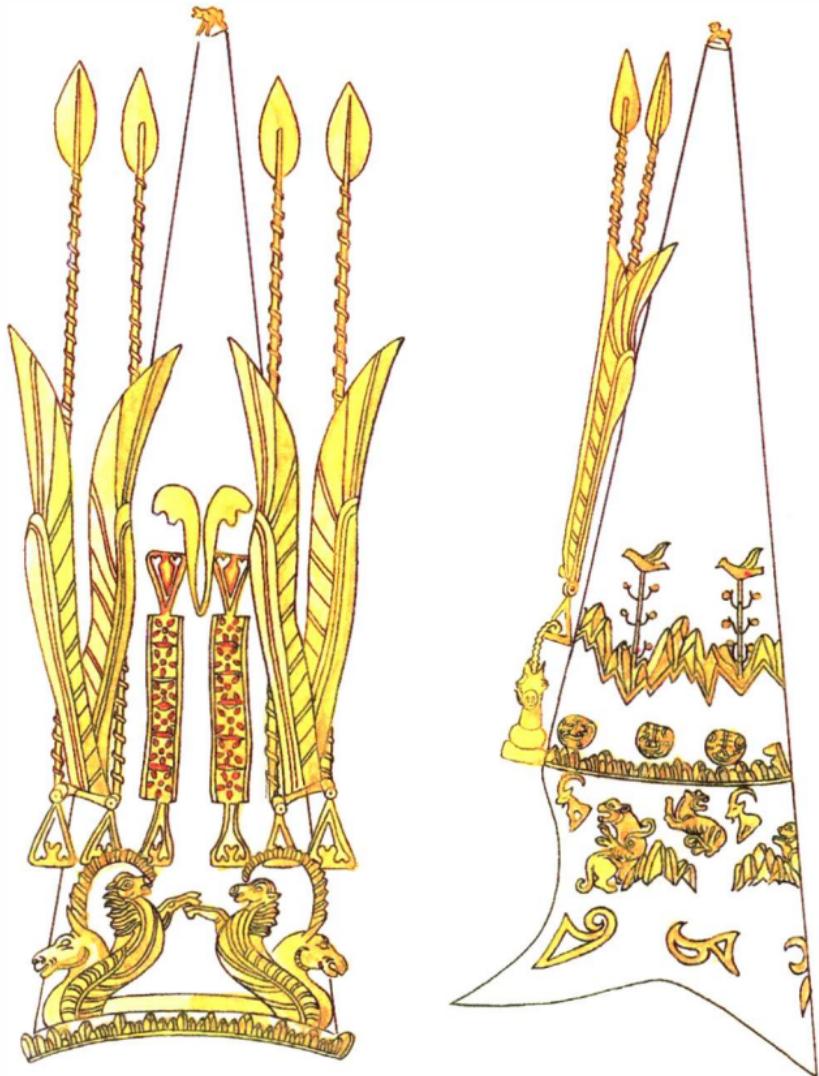


Tätowierungen im Tierstil, zweiter Kurgan von Pazyryk, 5. bis 4. Jahrhundert v. u. Z.

niederbrachten und das Edelmetall raubten, gaben sie unwillentlich dem Schmelzwasser des nächsten Frühjahrs den Weg in die Kammern frei. Hier gefror es, und der Steinpanzer der Kurgane hinderte das Eis am Wiederauftau. Unter den Steinhaufen bildeten sich regelrechte Eislinsen, in die die Leichen, ihre Kleidung, die Särge und andere Materialien eingefroren waren. So blieben sie bis zur Ausgrabung, die hier zeitweise mehr eine »Austauung« war, erhalten. Selbst die im »Tierstil« der Goldarbeiten gehaltenen Tätowierungen auf dem Körper eines Stammesfürsten aus dem 2. Pazyryk-Kurgan blieben bewahrt, jedoch nichts von den wohl auch in diesen Gräbern reichen Goldbeigaben. Doch ist noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, wie eine Entdeckung aus den Jahren 1968 bis 1970 gelehrt hat.

*Jacke aus dem Issyk-Kurgan: Goldplatten auf Textilunterlage.
4. Jahrhundert v. u. Z.; Rekonstruktion von K. Akischew*





Goldgeschmückte Kappe aus dem Issyk-Kurgan mit der Wiedergabe eines schamanistischen Weltbildes in mehreren, übereinander gelagerten Ebenen; nach einer Rekonstruktion von K. Akischew

In Ostkasachstan barg der kasachische Archäologe Akyschew aus dem Issyk-Kurgan ein ungestörtes Reitergrab der »Goldhüter« mit etwa 4000 Goldplättchen, die einst die Tracht des Toten geschmückt hatten – ein großartiger Fund, der jedoch neue Rätsel aufgibt. Schon eine kleine Silberschale aus dem Grabe bot Unerwartetes: eine Inschrift fast 1000 Jahre älter als alle bisher bekannten

Inschriften, die in Zentralasien gefunden wurden. Die Lesung der Zeile mit den Schriftzeichen ist umstritten, selbst die Sprache ist nicht eindeutig bestimmt.

Aber noch mehr überrascht die Ausstattung des hier Begrabenen. Ein achtzehn- bis neunzehnjähriger junger Mann war in einem aus Holz gezimmerten Totenhaus beigesetzt. Er trug einen so prächtigen Schmuck, wie ihn noch kein Archäologe bei einer Grabung der letzten Jahrzehnte gefunden hatte. Dies warf die Frage auf, wer denn der Tote gewesen sei, zumal sich herausstellte, daß es sich nicht um das Hauptgrab des Kurgans, sondern nur um ein Nebengrab handelte.

Wir kennen viele Gräber dieser Zeit, aber kaum eines enthielt Gold. Und nun so viel auf einmal? Im Hauptgrab hat vermutlich ein Stammesführer gelegen, bei dem man überreiche Grabbeigaben erwartet – aber im Grab eines Totenbegleiters, eines vermutlich mit dem Heerführer ins Jenseits gesandten Gefährten?

Vielleicht hilft der Goldschmuck des Toten und die Erklärung des eigenartigen Tierstils der Nomaden weiter. Am eigenartigsten ist der Schmuck der hohen, spitzen Kappe, einer Kopfbedeckung, die wir von den Darstellungen der Haumavarga-Saken in der Perserresidenz von Persepolis ohne diese Zierate kennen. Einzelteile derartiger Kappenverzierungen sind uns schon länger bekannt, ohne daß wir sie bisher identifizieren konnten. Nun lernen wir z. B. die Doppelprotomen (Protome = Tiervorderteil) aus Gold, als Zierde über der Stirn getragen, kennen: Aus den Protomen von Issyk wachsen zwei Paar Adlerflügel und je zwei Pfeile hervor, Symbole des Siegesgottes Veretraghna. Dazwischen befinden sich zwei schwer erklärbare Streifen mit fünfzackigen Sternen (?), und hinter den Ziegenprotomen werden zwei sich aufbäumende Pferde sichtbar. Fünf Streifen mit figürlichen Motiven zieren die Kappe – zuunterst ein Hakenstreifen, dann ein Zackengebirge, hineingreifend eine Folge von Großkatzen, z. T. geflügelt, und von Steinböcken, dann wiederum ein Gebirge und dann eine Reihe von Tigermasken; der Tiger vermutlich als Tier der Erde, der Urmutter. Danach folgt wieder ein Gebirge, diesmal mit Bäumen, auf denen Vögel sitzen, ein aus dem sibirischen Schamanismus wohl-



Tierkampf; ein Greifvogel schlägt einen Elch, 5. Jahrhundert v. u. Z., Motiv einer Satteldecke aus Pazyryk

bekanntes Symbol. Für die Jäger und Steppenhirten teilten sich die Bewohner der Welt in Wesen, die wie der Mensch auf der Erdoberfläche lebten, in die Vögel, die eine höhere Region erreichten, in Geschöpfe, die im Wasser oder unter der Erde lebten. Die Phantasie fügte dann bald weitere Ebenen für gute und böse Geister, Dämonen und Götter hinzu, Ebenen, die dem einfachen Menschen verschlossen waren. Nur der Held, der Herrscher, und der aus der „Norm“ Fallende, der Schamane, vermochten in andere Regionen vorzudringen – wie die Geister und Dämonen, die, aus ihren Ebenen in die Menschenwelt einfallend, Krankheit, Elend und Tod brachten. Wie man sich die bösen oder guten Wesen in Tiergestalt vorstellte, als in weit entfernte Gebiete fliegender Schwan oder Kranich, als Taucherente, die nicht nur Luft und Erdreich bezwang, sondern auch in das Reich der Fische vordrang, so glaubte man auch, daß Schamanen oder Helden in Tiergestalt in die höheren oder unterweltlichen Regionen vordrangen, die tierartigen Unholde bekämpfend oder besänftigend. So sind auch die wilden Tierkampszenen und Tierbilder skythischer Kunst zu erklären. Es sind Wiedergaben be-

stimmter mythischer Kämpfe, dem vertraut, der an die Wesen glaubte und die Gesänge immer wieder zu hören bekam. Vielfach waren die Tierbilder auch Symbole des Stammes oder der Ahnen, und so dürfte der goldene Bergwidder auf der Kappe des Issyk-Mannes seine Stammesgruppe angeben. Anscheinend war er ein siegverheißender Schamane, der den König ins Jenseits begleiten und auf seiner Reise beschützen sollte.

Aus dem Jenseits, den höheren Sphären, sollten nach der Tradition der Skythen die Insignien und Vollmachten ihrer Könige stammen. Herodot erzählt (IV,5): »Die Skythen sagen, ihr Volk sei das jüngste von allen Völkern, und es sei so entstanden: Der erste Mensch in ihrem damals noch unbewohnten Land sei Targitaos gewesen ... Dieser ... habe drei Söhne gehabt: Lipoxais, Arpoxais und als jüngsten Kolaxais. Unter ihrer Regierung seien im Skythenlande goldene Gerätschaften vom Himmel gefallen, ein Pflug, ein Joch, ein Beil und eine Schale. Da sei der älteste, der es zuerst gesehen, hingezogen, um die Geräte aufzuheben, aber als er daran gefaßt, habe er sich an dem Golde verbrannt. Als er es aufgegeben, habe es auch der zweite versucht, aber dem sei es nicht besser ergangen. Nachdem das glühende Gold die beiden abgewiesen, sei zuletzt auch der jüngste gekommen, und da sei das Gold kalt gewesen, und er habe es mit sich nach Hause genommen. Infolgedessen hätten die beiden ältesten Brüder beschlossen, das ganze Reich ihrem jüngsten Bruder zu überlassen.«

Diese Erzählung mag dem Goldschmied bekannt gewesen sein, der vor 2400 Jahren für einen Skythenfürsten die Silberschale arbeitete, die dann im Kurgan 3 der Tschastye-Gräber am Don gefunden worden ist. Ihre Reliefs und ähnliche Bildwerke zeigen uns, wie die Skythen

Targitaos und seine Söhne (?), Reliefs auf einer Silberschale vom Tschastye-Kurgan 3. 4. Jahrhundert v. u. Z.

Targitaos sei der erste König der Skythen gewesen, der dem Jüngsten die Macht überlassen habe – das Symbol der Macht war der Bogen.

Targitaos verabschiedet den zweiten der Söhne; dieser trägt die Lanze.

Der älteste der Söhne ist Ratgeber des Vaters.



gelebt haben, wie sie sich kleideten und schmückten. Ist dies nicht ein größeres Wunder als das »Vom-Himmel-Fallen« goldener Insignien der Königsmacht? Aber etwas Derartiges ist natürlich auch nirgends geschehen. Die Erzählung bezweckte nichts anderes, als die Vorherrschaft der Sippe des Kolaxais und die den Griechen fremde Erbfolge über den jüngsten Sohn zu erklären.

Allerdings suchen manche unserer Zeitgenossen stets einen »historischen Kern« in derartigen Erzählungen. In viele Sagen wird eine scheinbar rationale Erklärung hingedeutet, als ob sie wissenschaftliche Berichte oder Reportagen von Beobachtern seien. Man beruft sich dabei vielfach auf Heinrich Schliemann und seine Entdeckungen. Er habe doch, den Sagen der Antike folgend, Troja gefunden und in Mykene die Gräber des Agamemnon und der Seinen entdeckt. Damit habe er gegenüber einer »ungläublichen Wissenschaft« bewiesen, daß die freie Phantasie des Mutigen viel größere Erkenntnisse hervorbringe als die Tüftelei der Gelehrten.

Das Wunder von »Troja«

Auf Priamos' Spuren?

Das Nonplusultra der Altertumskunde Griechenlands und Roms waren die Heldenepen des wohl im 8. Jahrhundert v. u. Z. lebenden griechischen Dichters Homer, die »Ilias« und die »Odyssee«, die nicht nur romantische Seelen in ihren Bann schlugen. Einer der Enthusiasten des vorigen Jahrhunderts war der aus Mecklenburg stammende Heinrich Schliemann, der unlängst von falschen Anhängern, von Leuten, die ihn gar nicht kennen, zum Kronzeugen für Dänikens und anderer Phantasten Geschichten gemacht wurde.

Alle möglichen Texte der Vergangenheit, echte wie falsche, werden von ihnen als wörtlich zu nehmende Berichte wunderbarer Ereignisse angesehen. Jähwe sei ein Raumfahrer gewesen, der sich per Wechselsprechfunkgerät mit Moses unterhielt. Weiße hätten die Kultur nach Amerika gebracht. Denen, die derartigem Unfug widersprechen, wird entgegengehalten, daß ja gerade Schliemann, den alten Sagen Griechenlands folgend, das Grab des Heerkönigs Agamemnon in Mykene entdeckt und vor allem aber Troja, auch Ilion oder Ilios genannt, den Schauplatz des von Homer geschilderten Trojanischen Krieges, gefunden und damit die Realität der Sage bewiesen habe. Noch heute liest man z. B. im BRD-Schulbuch »Unser Weg durch die Geschichte« von H. Heumann (mit Erzählungen von G. Haack und R. Heerd, 4. Auflage, Frankfurt/Main 1972) auf S. 30 über Schliemann: »Er ... entdeckte ... Reste von verbrannten Häusern und bald auch den Goldschatz der trojanischen Könige.« Gibt es

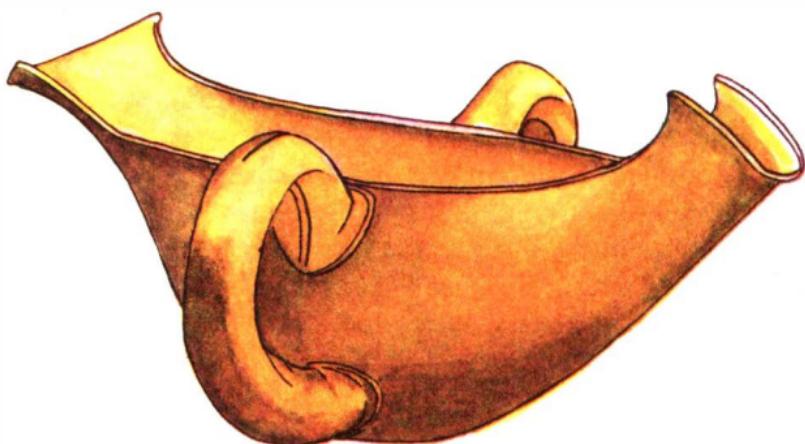
wirklich noch klassische Archäologen, die behaupten, in diesen Dichtungen stecke ein so beträchtlicher Teil historischer Wahrheit, daß Schliemann mit der Ausgrabung auf dem Hissarlik, der »kleinen Burg«, wie die Türken den Hügel nennen, Troja zu finden oder gar die Realität des Trojanischen Krieges zu erweisen vermochte?

Gewiß hat Heinrich Schliemann geglaubt, das homerische Troja gefunden zu haben – er nannte enthusiastisch einen Hortfund den »Schatz des Priamos«, der der Sage nach König von Troja war. Aber noch zu Schliemanns Lebzeiten wurde klar, daß der Schatz und die Schicht, aus der er stammte, etwa 1500 Jahre älter waren, als der Priamos der Sage hätte sein können.

Ein Mann namens Schliemann

Was eigentlich hat Schliemann gefunden, als er 1873 einen Riesengraben durch den Tell (Wohnhügel) von Hissarlik treiben ließ? Was kam in den Folgejahren zutage, als der Architekt Wilhelm Dörpfeld, von Schliemann herbeigerufen, hier eine der ersten wissenschaftlichen Grabungen durchführte? Denn schon das verdient festgehalten zu werden, daß Schliemann in Troja erkannte, alle seine

Goldgefäß (600g) aus dem »Schatz des Priamos«, Troja II. 3. Jahrtausend v. u. Z.





Heinrich Schliemann

unbändige Energie würde nicht ausreichen, die Geheimnisse der Vergangenheit allein zu entschleiern. Deshalb zog er 1882 Wilhelm Dörpfeld als Grabungsarchitekten hinzu.

Schliemann hatte sich mit Robert Virchow angefreundet, der großen Einfluß auf ihn ausübte, und auch Richard Schöne, der damalige Generaldirektor der Staatlichen Museen zu Berlin, tat das Seine, um aus dem Amateur Schliemann den ernsthaften Wissenschaftler zu machen, als der sich Schliemann in den letzten Lebensjahren erwies. Daher war auch Schliemanns letzter Fund am 8. Juli 1890 – vier Prunkäxte, drei aus Nephrit und eine aus Lapislazuli – Resultat systematischer Forschung und nicht mehr des Zufalls. Einige Worte über Schliemanns Lebensweg können sich deshalb nicht gegen ihn richten, sondern gegen jene, die glauben, ihn mißbrauchen zu können, die meinen, das von der Wissenschaft mühsam aufgebaute Geschichtsbild einfach umwerfen zu müssen – ganz intuitiv –, wie es Schliemann angeblich – mit Homers »Ilias« in der Hand – auch getan habe. Nichts ist unwahrer als diese Story.

Schliemann hat, wie viele bedeutende Männer des 19. Jahrhunderts, eine Autobiographie hinterlassen, die sich positiv von der Mehrheit jener Werke unterscheidet, von denen ein Spötter einmal sagte, sie böten die korrigierte Zeitgeschichte, wie sie der Verfasser zu seiner höheren Ehre gesehen haben möchte. Schliemann rechnete ehrlich über sein Leben ab, zumindest so weit, wie er selbst es zu sehen meinte. Ernst Meyer hat dazu 640 Briefe Schliemanns herausgegeben, die das in der Biographie Fehlende nachtragen: den energischen Bourgeois und Geldmacher, der Schliemann auch gewesen ist.

Heinrich Schliemann stammte (1822 geboren) aus einem Mecklenburger Pfarrhaus, das ihm außer geistigem Anspruch und Bildungsstreben nichts anderes mitgeben konnte. Als eines von sieben Kindern war er genötigt, Kaufmann zu werden. Schon während der Lehrzeit in Amsterdam machte sich sein Lerneifer bemerkbar. Er lernte als Autodidakt in nur sechs Monaten Englisch und in der Folgezeit zwanzig andere Sprachen, darunter Sanskrit, Griechisch und Hebräisch.

Im Jahre 1850 tauchte er im berüchtigten Sacramento auf, nicht, um nach Gold zu graben, sondern um mit Hilfe eines Bankgeschäftes das Gold der Ausgräber zu gewinnen. Es gelang ihm. Seitdem war er Staatsbürger der USA, da damals Kalifornien von den USA okkupiert und jeder, der in diesem Lande war, einfach eingebürgert wurde.

Im Jahre 1852 zog es Schliemann nach Rußland. Der Krimkrieg, der 1854 Rußland an den Rand des Ruins brachte, warf seine Schatten voraus. Schliemann importierte über Königsberg Schwefel und Salpeter für die Pulverfabrikation, dazu Blei und Indigo für die Uniformstoffe – und wurde so zu einem Kriegsgewinnler.

In einem Brief an seinen Vater schreibt er 1856: »Ich gelte hier in Moskau als der schlaueste, durchtriebene und fähigste Kaufmann; aber leider bin ich zu hitzig in den Unternehmungen, ich schleudere z. B. manchmal den ganzen Betrag meines Vermögens auf einen Artikel wie Indigo; bis jetzt gab Gott immer Glück, wie, wenn sich das Blatt einmal wendet?« Zwei Jahre später gab er den Handel auf. Er reiste durch Ägypten, Palästina, Syrien und Kleinasien, dann auch nach Spanien und Italien. Er sah

Karthago, Mexiko und Nikaragua. Auf Kuba wäre er beinahe wieder »rückfällig« geworden, indem er sich am Handel mit Kulis für die Zuckerrohrernte beteiligte. Aber er ging 1866 nach Paris und schrieb sich als Student der Archäologie an der Sorbonne ein. Und er reiste weiter nach Rom und Neapel. Nun begann für ihn die »Jagd« nach den homerischen Helden, von denen er, wie er in seiner Autobiographie schreibt, schon als Kind geträumt hatte.

Werner Müller schilderte diese Episode in dem wohl besten in der DDR vorliegenden Buch über diesen Problemkreis: »Troja – Wiederentdeckung der Jahrtausende« (Leipzig 1971, S. 12/13): »Die Deutung der Ausgrabungsergebnisse war bisher wohl allzusehr von der homerischen Tradition, wie sie aus der vorstehenden Zusammenfassung der Troja-Sagen zu erkennen ist, beeinflußt. Immer wieder wurde versucht, die archäologischen Befunde mit der literarischen Überlieferung von der Zerstörung Ilions zu verbinden. So wurde, wie es auch heute vielfach geschieht, die ›Ilias‹ zu einem Geschichtsbuch gestempelt.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Wiederentdeckung Trojas sollte eine Buchillustration, eine phantasievolle Vorstellung von der in Flammen stehenden Burg des Priamos und ihren flüchtenden Bewohnern, werden. Darüber unterrichtet uns eine Episode aus der Kindheit Heinrich Schliemanns: 1828 war in Nürnberg unter dem Pseudonym Georg Ludwig Jerrer die vierte Auflage einer ›Weltgeschichte für Kinder‹ von Johann Heinrich Meynier erschienen. Schliemanns Vater, der Pfarrer Ernst Schliemann, schenkte zu Weihnachten 1829 dieses Buch seinem Sohn. Dieser schreibt hierüber in seiner Selbstbiographie: ›Obgleich mein Vater weder Philologe noch Archäologe war, hatte er ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte des Altertums; oft erzählte er mir mit warmer Begeisterung von dem tragischen Untergange von Herkulaneum und Pompeji und schien denjenigen für den glücklichsten Menschen zu halten, der Mittel und Zeit genug hätte, die Ausgrabungen, die dort vorgenommen wurden, zu besuchen. Oft auch erzählte er mir bewundernd die Taten der Homerischen Helden und die Ereignisse des trojanischen Krieges, und stets fand er dann in mir einen eifrigen Verfechter der



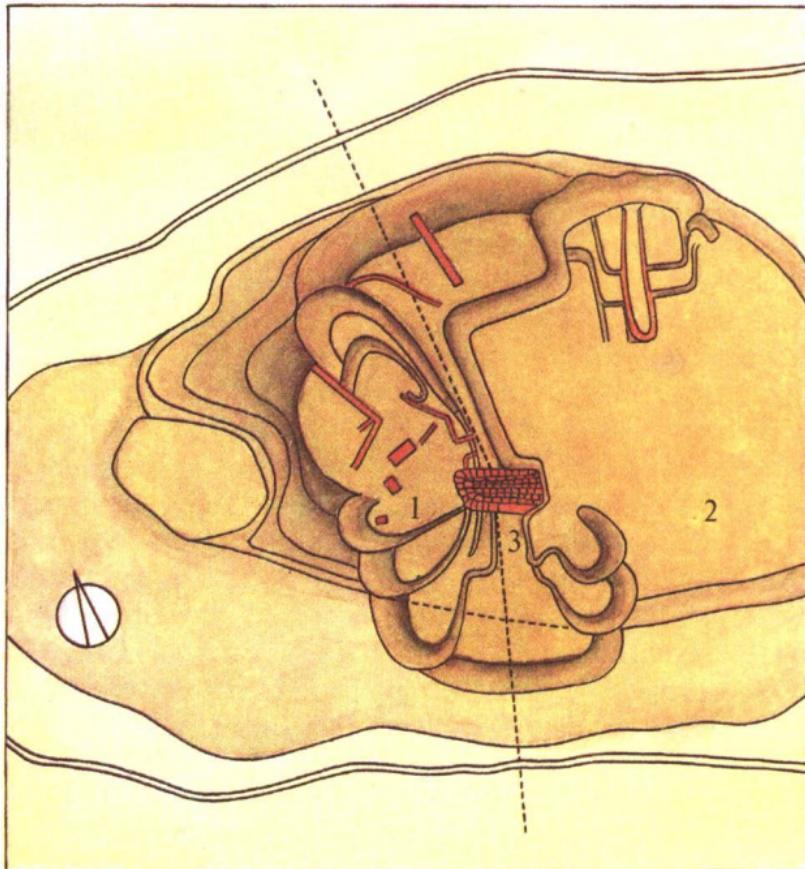
Sophie Schliemann im Gold von Troja

Sache Trojas. Mit Betrübnis vernahm ich von ihm, daß Troja so gänzlich zerstört worden, daß es ohne eine Spur zu hinterlassen vom Erdboden verschwunden sei. Aber als er mir, dem damals beinahe achtjährigen Knaben, zum Weihnachtsfeste 1829 Dr. Georg Ludwig Jerrer's ‚Weltgeschichte für Kinder‘ schenkte, und ich in dem Buche eine Abbildung des brennenden Troja fand, mit seinen ungeheuren Mauern und dem Skäischen Tore, dem fliehenden Äneas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt, da rief ich voller Freude ‚Vater, du hast dich geirrt! Jerrer muß Troja gesehen haben, er hätte es ja sonst hier nicht abbilden können.‘ ‚Mein Sohn‘, antwortete er, ‚das ist nur ein erfundenes Bild.‘ Aber auf meine Frage, ob denn das alte Troja einst wirklich so starke Mauern gehabt habe, wie sie auf jenem Bilde dargestellt waren, bejahte er dies. ‚Vater‘, sagte ich darauf, ‚wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sind wohl unter dem Staub und Schutt von Jahrhunderten

verborgen.“ Nun behauptete er wohl das Gegenteil, aber ich blieb fest bei meiner Ansicht, und endlich kamen wir überein, daß ich dereinst Troja ausgraben sollte.« Es mußten freilich noch vierzig Jahre vergehen, bis Schliemann mit der Verwirklichung seines Kindheitstraumes beginnen konnte.“

Schliemann landete im Jahre 1868 auf Ithaka, das der Odyssee zufolge als Insel des Odysseus galt. Er fuhr nach Griechenland und hinüber zu den Dardanellen, zu jener Ebene, die wir heute Troas nennen. Ein Jahr später promovierte er in Rostock zum Doktor der Philosophie, und 1870 begann seine Grabung im Hissarlik. Er hatte diese Stelle nicht entdeckt; schon lange war diese Felskuppe, etwa 6 km von der See entfernt an der Meerenge der Dardanellen gelegen, im Gespräch bei jenen, die Troja, das von Homer gefeierte Ilios, suchten. Schon in der Antike hatte man nicht an der Realität Trojas gezweifelt. Aber woran glaubte man eigentlich nicht, wenn es schwarz auf weiß geschrieben stand? Schon damals vermutete man diese Stätte bei dem Dorf Ilion, das am Hissarlik lag und dessen Tempel auf dem Hügel standen. Alexander der Große ehrte hier die Götter Griechenlands, und Kaiser Konstantin soll daran gedacht haben, hier das neue Rom zu gründen. Die Beschreibungen Homers – es muß darauf verzichtet werden, das Problem der Urheberschaft der Dichtungen auch nur anzuschneiden – regten Ende des 18. Jahrhunderts den Franzosen Lechevallier an, auf der etwas landeinwärts gelegenen Bergkette nahe dem Dörfchen Bunarbaschi Troja zu suchen. Aber bereits 1822 wies Charles Mac Laren (in seiner »Dissertation on the Topography of the plain of Troy«) nach, daß die Beschreibung Homers nur auf Ilion passen könne. Die Deutschen, wie von Moltke, Kiepert und Curtius, blieben bei Bunarbaschi.

Als Schliemann 1868 hierher kam, legte er Probegrabungen an – und verwarf die »deutsche« Theorie. Er schloß sich dem amerikanischen Konsul Frank Calvert an, der den halben Hissarlik gekauft und 1865 erste Grabungen unternommen hatte. Calvert legte Schliemann seine Funde vor, darunter Inschriften der Antike, die die Siedlung Ilion erwähnten. Dies gab den Ausschlag, Schliemann kaufte das



Der Tell von Troja nach einer Zeichnung Schliemanns, mit dem Riesengraben Schliemanns, durch den die oberen Schichten weitgehend zerstört wurden. 1 – Schliemann-Graben; 2 – unberührter Tell; 3 – Mauern von Troja II

Gelände, die Grabung konnte beginnen. Sieben große Kampagnen folgten bis 1890, und dann grub Dörpfeld noch einmal, 1893 und 1894, um die Grabung abzurunden. Er entwickelte die Methode der Tellgrabungen (»Wohnhügel«-Grabungen), auf der die Archäologie Vorderasiens heute beruht, die strikte Beachtung der Bauschichten. Leider begriff er noch nicht die Bedeutung der Keramik, so daß die älteren Funde wirr und durcheinander in den Magazinen liegen. Sie blieben wenigstens noch erhalten, während das berühmte Gold mit allen Goldschätzen der Berliner Museen seit 1946 aus dem Flakbunker im Berliner

Friedrichshain verschwunden ist. Vielleicht wurde es eingeschmolzen, vielleicht wanderte es in eine Privatsammlung in den USA.

Magazinbrand statt »Heldenkrieg«?

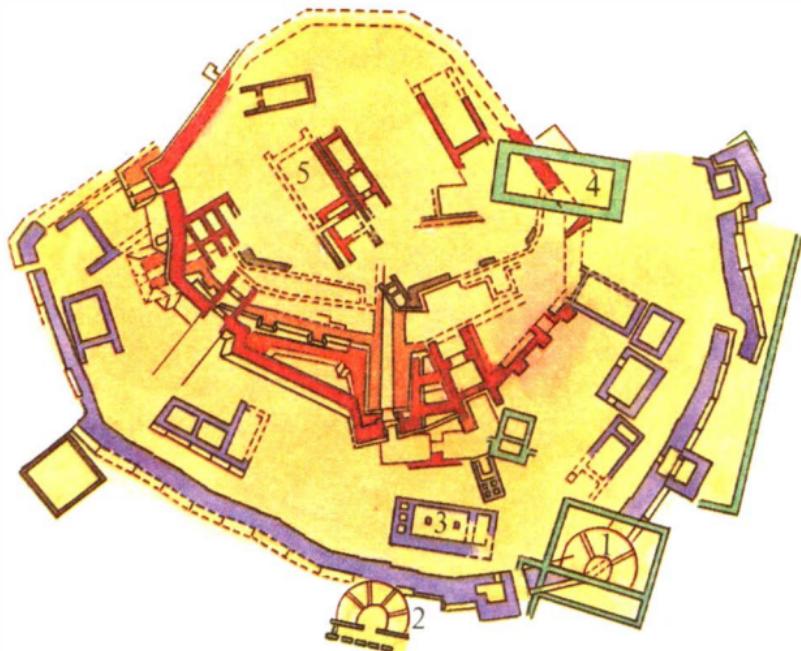
Schon Schliemann hatte bemerkt, daß er nicht *ein* Troja, sondern eine ganze Folge von Siedlungen gefunden hatte. Dörpfeld hatte schließlich neun »Städte«, neun zeitlich etwa bestimmbare Grabungsschichten, unterschieden, eine Einteilung, die Prof. Blegen von der Universität Cincinnati, der von 1932 bis 1938 Grabungen leitete, beibehielt, obwohl er auf 46 Siedlungsschichten stieß, die er auch Siedlungen nannte und von denen er nur drei als Städte akzeptierte. Die anderen dagegen deutete er als Burgen, kleine befestigte Anlagen, mit denen die Besiedlung begonnen hatte.

Die Siedlung ist zu Beginn des 3. Jahrtausends an einem strategisch wichtigen Punkt als Sperrfestung gegründet worden, um den Schiffahrtsweg und den Verkehr zwischen Kleinasien und Europa zu kontrollieren.

Die ersten fünf »Städte« bilden dreißig Schichten, die 12 m Schutt ausmachen. Sie sind schwer zu datieren, da sie eine kulturelle Einheit darstellen. Nur große Katastrophen hätten deutliche Einschnitte hinterlassen.

Troja I, die älteste Grabungsschicht, mißt 4 m in der Tiefe, eine Lage, die aus zehn Siedlungsschichten gebildet wurde. Eine Mauer von 2,5 m Stärke mit massivem Tor, eine Festung, die mehrmals erweitert wurde, umschließt schon die erste Siedlung.

Die sogenannte II. Stadt, von der Dörpfeld drei, Blegen sieben Phasen unterschied, umfaßt zwei bis drei Meter Schichten. Nach einer offenbar von Feinden verursachten Zerstörung war ein großer Neubau geschaffen worden, ein sehr massiver Bau von 110 m Durchmesser mit zwei Toren. Der Haupteingang war ungewöhnlich lang, 21 m, und das Tor lag 5 m über dem Boden, so daß eine lange Rampe zu ihm geführt haben muß. Der Torweg mündete auf einen Vorhof, den eine Mauer vom Palast trennte. Die Hauptbauten des Palastes sind große Hallenhäuser vom Mega-



Plan von Troja. 1 und 2 – Theater; 3 – Säulenhaus; 4 – Athena-Tempel; 5 – Häuser aus Troja II; rot und braun – Mauern der verschiedenen Schichten von Troja II; blau – Mauer und Häuser von Troja VI

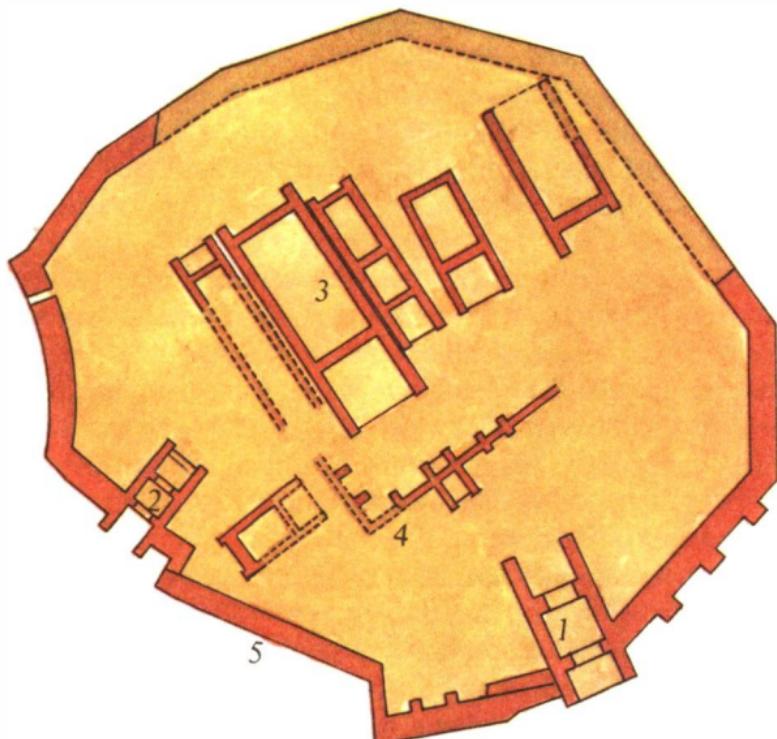
rontyp. Die Haupthalle war 20 m lang, das Tor allein 4 m breit. Im Zentrum fand sich ein 4 m breiter Feuerplatz, ein heiliger Herd, in der Sitzungshalle der Residenz. Die Burg II g ist durch eine Brandkatastrophe zugrunde gegangen, bei der die Bewohner offenbar nur das nackte Leben retteten. So fand man in einem Haus die Reste eines 1,10 m breiten Webstuhls, herabgefallene Gewichte – und 189 verstreute Goldperlen eines Halsschmucks, der anscheinend zerriß, als die Weberin fliehen mußte. Die Trümmererschicht ist nicht geplündert worden. Hier konnten jene neun Hortfunde geborgen werden, deren bedeutenderster aus dem Haus des Königs stammt. Zumeist handelt es sich um Schmuckverstecke in Häusern, die beim Wiederaufbau unentdeckt blieben. Der Goldfund bestand aus drei Vasen, zwei Diademen, vier Ohrgehängen, einem Stirnband und sechs Armbändern. Er enthielt außerdem 8 700 Perlen. Hinzu kamen ein Elektronbecher, sechs Silberbarren und zehn Silbergefäße sowie drei Gefäße aus

Kupfer, zwanzig Speerspitzen und zwanzig Geräte. Das Hauptdiadem hängt an einer 50 cm langen Kette, von der neunzig Kettchen ausgehen und an der goldene Blätter und Blüten sowie acht Idole angebracht sind, ähnlich denen, die in Blei gegossen gefunden wurden.

Die Keramik wirkt nur durch ihre Formen, denn jegliche Bemalung fehlt. Auffällig sind besonders die hohen Becher mit Doppelhenkeln und die Masken auf Decken oder Gefäßhälften, deren Deutung schwer ist. Gefäße dieser Art lassen sich bis nach Syrien und Südbulgarien verfolgen und weisen auf eine große politische Rolle der Burg hin, die dann ein jähes Ende fand. Die folgenden Siedlungen der »Städte« II bis V sind leider durch den großen Graben Schliemanns zerstört, der sich für sie nicht interessierte, da sie nicht das homerische Troja gewesen seien. Hoffentlich sind es nur weniger bedeutende Dörfer gewesen.

Dann folgt ein deutlicher Bruch, der historisch auf das 19. bis 18. Jahrhundert v. u. Z. festgelegt werden kann. Eine

Troja II c. 1 – Tor; 2 – Tor; 3 – großes Megaron; 4 – Hofmauer; 5 – Festungsmauer II c





Trojanische Keramik, 3. Jahrtausend v. u. Z.

mächtige Festungsmauer umgibt den Neubau. In der Burg der Schicht VI herrscht eine neue Keramik vor, die sogenannte minyische graue Ware, die auch in Griechenland in dieser Zeit aufkam. Sie könnte das Eindringen der Griechen anzeigen, d. h., auch die Bewohner der VI. Stadt wären Griechen gewesen, falls diese Identifizierung stimmt.

Der Zentralbau ist leider nicht erhalten. Die Römer haben im 1. Jahrhundert den Hügel planiert oder abgetragen, und Schliemann schließlich hat die Reste beseitigt. Die Burg hat lange bestanden, ohne je erstürmt worden zu sein. Die Nordostbastion z. B. weist 26 Bauschichten auf. In ihr waren unter dem Wacht- und Festungsturm ein Brunnen und eine Zisterne angelegt, wodurch die Wasserversorgung der Burg gesichert war.

Unter den Kleinfunden ragt die Keramik heraus, bei der 90 von 98 Typen neu sind. Neben der minyischen Ware tritt in den letzten Phasen sehr viel mykenische Ware auf.

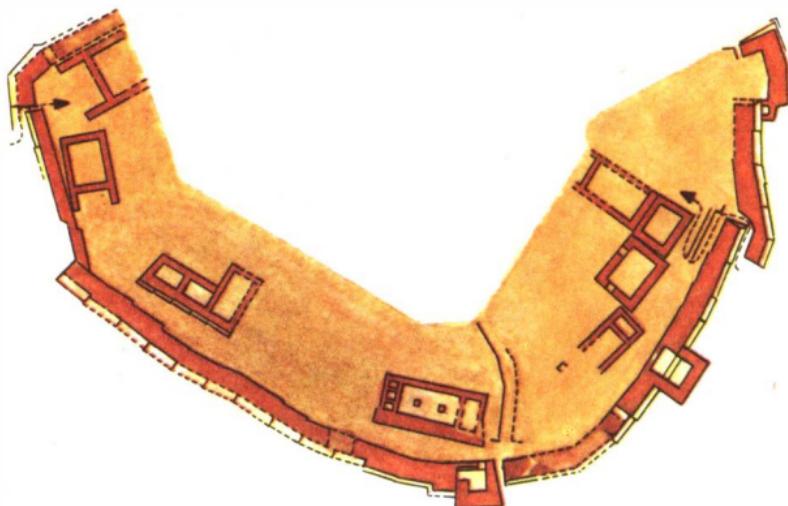
Eine mächtige Burg mit Griechen im Austausch? – Und so hielt Dörpfeld die Schicht VI für das homerische Troja.



Trojanischer Keramikbecher und Steinidol, 3. Jahrtausend v. u. Z.

Aber Troja VI fiel einem Erdbeben zum Opfer, ganze Mauerabschnitte sind regelrecht umgefallen. Andererseits gibt es keinen einzigen Hinweis auf einen großen Einfall oder eine Belagerung, der, falls an dem Zug der Griechen etwas Wahres sein sollte, Spuren hinterlassen haben müßte. Selbst Blegen, der amerikanische Ausgräber, ein »Homergläubiger«, schreibt, daß die Ruinen ohne Spuren von Feuer und ohne ein Zeichen der Einwirkung von Menschen waren. Hinzu kommt, daß die Kultur von Schicht VI sich in der Folgezeit ohne jede Änderung sehr lange noch fortsetzt – jedenfalls so lange, bis sie unter die Herrschaft jener fiel, die die »Buckelkeramik« einführten.

Diese Buckelkeramik-Verfertiger sind nun unbestritten keine Griechen; sie waren Thraker, einfallende Wandervölker aus dem Gebiet des heutigen Bulgarien. Um 1190 v. u. Z. überwanden sie den Bosporus. Als »Seevölker« brachen sie über die Kulturwelt Vorderasiens herein. Diese Eroberung kann selbst der größte Homer-Optimist nicht mit den Griechen verbinden. Blegen entschied sich daher



Troja VI, soweit durch Ausgrabungen erforscht, um 1300 v. u. Z.

für Schicht VII a als das homerische Troja, da er Brandspuren gefunden hatte, die seines Erachtens aus der Zeit um 1260 v. u. Z. stammten. Aberer mußte sich sagen lassen, daß sie lediglich an einer Stelle in einem kleinen Magazin nachweisbar waren. Muß ein Magazinbrand gleich ein großer Heldenkrieg gewesen sein?

Der folgende Neubau (VII b) zeigt keinen kulturellen Bruch an. Auch irgendwelche Belagerungsspuren ließen sich nicht auffinden. Noch ungünstiger für die »Troja-Kriegs-Experten« wird das Bild bei der Betrachtung der Keramik. In VII a und b gibt es griechische Keramik, aber viel weniger als in Schicht VI. Dort waren in der letzten Phase über hundert mykenisch-griechische Scherben aufgetaucht, in VII a waren es nur noch sechzig. Und einige davon lassen sich auch beim besten Willen nicht dazu verwenden, VII a als das von einer mykenischen Koalition belagerte und erstürmte Troja zu interpretieren.

An dieser Stelle sind einige Bemerkungen zu den Möglichkeiten der Griechen, in jener Zeit einen großen Krieg zu unternehmen, erforderlich. Gewiß waren die Griechen des 14. und frühen 13. Jahrhunderts v. u. Z. zu Kriegsfahrten in der Lage; der Glanz von Mykene und Pylos sagt genug. Die Kultur der »Mykener« ist gut bekannt. Furumark, der ihre Keramikfolge studierte, gelangte

zu der Feststellung, daß die mykenischen Burgen in der Zeit in Blüte standen, in denen die Keramik der Stufen Späthelladisch III A und B gefertigt wurden, und daß die Zerstörung von Mykene und Tiryn, von Pylos, Gla und Theben vor oder zu Ende von III B erfolgt sein muß.

In der Phase III C schließlich gab es keine griechische Koalition mehr, und die Könige der Mykener waren längst tot. Aber die in Troja VII a gefundenen Scherben mykenischer Ware gehörten z. T. in die Phase C. Die Stadt VII a ist, falls sie überhaupt erstürmt wurde, also nicht von Mykenern erobert worden, sondern sie fiel erst nach den Burgen der Mykener, demnach wohl eher durch deren Feinde als durch die Griechen, so daß Homer die Wirklichkeit beträchtlich »korrigiert« hat. Es können also nicht die Griechen gewesen sein, die das »hochragende Ilion«, das ruhmreiche Troja, zerstört haben, sondern es waren jene Völker, die auch Mykene vernichteten.

Troja – eine Erfindung Homers?

In dem Buch »Troja – Wiederentdeckung der Jahrtausende«, Leipzig 1971, schreibt Werner Müller: »Bleiben und mit ihm weitere Archäologen nahmen an, daß Troja VII a, der epischen Tradition gemäß, die Stadt des Priamos, das Troja Homers, gewesen sein muß. Diese These entsprang der Vorstellung, daß die erste Hälfte und noch die Mitte des 13. Jahrhunderts v. u. Z. eine Blütezeit des mykenischen Griechenlands war, während der es seine Macht bis nach Kleinasien hin ausdehnte. Neuere Ausgrabungen an mykenischen Plätzen des griechischen Festlandes ergaben hingegen ein anderes Bild: Es ist nunmehr bekannt, daß um die Mitte des 13. Jahrhunderts v. u. Z. mehrere Gebiete Griechenlands in Verteidigungszustand versetzt worden sind. Die von früher her bestehenden mächtigen mykenischen Burgen wurden damals verstärkt; man baute Fluchtburgen, und quer über den peloponnesischen Isthmus entstand eine Sperrmauer. Alles das deutet darauf hin, daß zu jener Zeit ausgedehnte Völkerbewegungen innerhalb Griechenlands und von Griechenland aus vor sich gingen. Die neueren Forschungen bezeugen weiterhin, daß



Keramik aus Troja VI–VII. Spätmykenische Bügelkanne
(13. Jh. v. u. Z.)

während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts v. u. Z. auf dem Festland eine Reihe von Siedlungen und Burgen zerstört und aufgegeben worden sind. Kernlandschaften entvölkerten sich, Randgebiete wurden neu besiedelt. Diese Vorgänge lassen es wenig wahrscheinlich erscheinen, daß zur gleichen Zeit ein mykenischer Feldzug gegen das weitab gelegene Troja stattfand. Auch decken sich die

Einzelheiten der baugeschichtlichen Entwicklung vor Troja VII a nicht mit der Hypothese der Belagerung dieser Stadt durch die Achäer. Aus den amerikanischen Grabungsfunden läßt sich bei vorsichtiger Einschätzung lediglich die Tatsache ableiten, daß Troja VII a zerstört wurde; jedoch können wir nicht sagen, von wem. Es liegt nahe, daß es statt der Achäer von Norden hereinbrechende und zu jener Zeit den Nahen Osten überflutende Völker waren, die das Ende der Ansiedlung VII a herbeiführten.«

Auch andere Archäologen sind zu ähnlichen Aussagen gekommen. Beispielsweise schreibt der Holländer Mellaart: »Ich brauche kaum zu betonen, daß ich die traditionellen Angaben über den Trojanischen Krieg archäologisch und historisch für nicht akzeptabel halte.« Ernst Meyer weist in seinem Beitrag »Gab es ein Troja?« (Grazer Beiträge Bd. 4/1975) nach, daß für Homer die Stadt Ilion hieß – und die Menschen, der Stamm, als Trojaner galten. Die Ortsbezeichnung Troas ist erst davon durch Homer abgeleitet. Selbst der Name Ilion kam aus Griechenland. Daher besteht die Möglichkeit, daß die ganze Kriegssage ursprünglich in Nordgriechenland spielte und erst dann – vielleicht bei der Gründung der Ilionsiedlung um 700 v. u. Z. – angesichts der zutage getretenen Festungsmauer an die Dardanellen »wanderte«.

Schon allein die Datierung von Troja VII a in die Zeit nach der Zerstörung der mykenischen Kultur widerlegt die schöne Legende um Troja. Trotzdem hat es immer wieder »Experten« gegeben, die Homer als einen Kriegskorrespondenten betrachteten.

Um noch einmal Werner Müller zu zitieren (S. 12): »Die Deutung der Ausgrabungsergebnisse war bisher wohl allzusehr von der homerischen Tradition, wie sie aus der vorstehenden Zusammenfassung der Troja-Sagen zu erkennen ist, beeinflußt. Immer wieder wurde versucht, die archäologischen Befunde mit der literarischen Überlieferung von der Zerstörung Ilios zu verbinden: So wurde, wie es auch heute vielfach geschieht, die ›Ilias‹ zu einem Geschichtsbuch gestempelt.«

Werner Müller spielt damit auf eine Studie des Grazer Althistorikers F. Hampl an: »Die Ilias ist kein Geschichtsbuch«, eine Darstellung, auf die im weiteren noch ein-

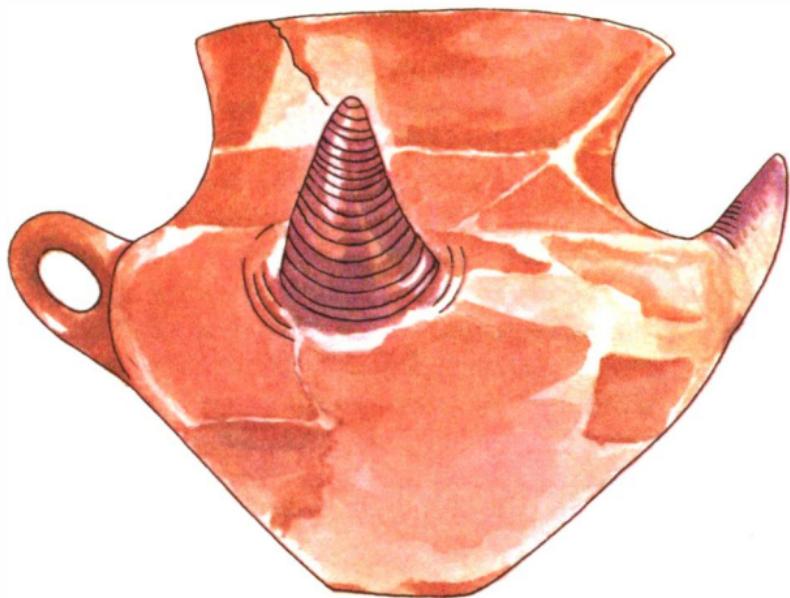
zugehen ist. Doch zuvor noch ein paar Bemerkungen, wie es im sogenannten Troja weiterging.

Um 1100 v. u. Z. räumten die Thraker die Stellung; sie zogen vermutlich nach Osten weiter. Dann lag der Hügel 400 Jahre öde. Erst um 700 v. u. Z. setzten sich Griechen aus Nordgriechenland hier fest – und Troja VIII wird durch seine »geometrische« Ware auf 700 v. u. Z. datiert. Die Römer errichteten dann Ilion – die neunte Stadt.

Eine Kontinuität gab es also nicht. Nur soviel läßt sich (wieder mit Müller, S. 19) sagen: »In nachmykenischer Zeit, etwa vom 10. bis einschließlich 8. Jahrhundert v. u. Z., muß ein Dichter das Gebiet Trojas aufgesucht und beschrieben haben.« Diese dichterische Beschreibung ist das einzige, was veranlassen könnte, in diesem Gebiet »Troja« zu sehen. Der Dichter ließ sein Epos dort spielen. Aber

Minysche Fußschale (vor 1200 v. u. Z.)





Gefäß der Buckelkeramik aus Troja: Vorläufer dieser Ware fanden sich auf dem Balkan.

wenn damit seine Historizität – gegen alle Aussagen der Archäologie – »bewiesen« sein soll, dann wären ja auch Faust und Mephisto in Leipzig gewesen – denn Goethe lässt sie in Auerbachs Keller auftreten, und den gibt es ja! Oder was besagt die Schilderung des Brocken als Blocksberg im »Faust« für die Existenz der Hexen und des Teufels?

Ein Spiegel seiner Zeit

Die Kritik an den antiken Heldengeschichten kam mit den Untersuchungen der Historiker B.G. Niebuhr und G. Grote im 19. Jahrhundert auf, als auch die Germanisten die germanischen Heldenlegenden mit den frühmittelalterlichen Schriftquellen und den Ergebnissen der Archäologie zu vergleichen begannen. Heute denkt kein ernsthafter Mensch mehr an eine Historisierung des Gudrunliedes. Und wer würde etwa die Gräber der Nibelungen in Ungarn oder den Nibelungenschatz im Rhein suchen? Auch von einer Suche nach dem Sitz Siegfrieds bei Xanten hört man erfreulicherweise (noch?) nichts, denn zu deutlich wurde,

daß die Sagen und der wirkliche Geschichtsablauf nicht übereinstimmen. Die Sage ist eine vorwissenschaftliche Form der Erklärung der Gesellschaft, in der der Erzähler lebt. Aber sie ist nie kritisch um Wahrheit bemüht. Frei wuchert in ihr die Phantasie, die ohne Bedenken Menschen verschiedener Zeiten und Gesellschaften zusammenbringt, ehemalige Götter als Helden akzeptiert, erfundene Gestalten und personifizierte Prinzipien vermengt. Und verlieren sich schließlich die Namen, so wird ein Märchen daraus!

Sagen spielen auch stets an Orten, auf Burgen, Bergen oder in Seen, doch »wandern« sie gern – so ist z. B. die Sage von Barbarossa im Kyffhäuser ursprünglich eine islamische Mahdi-Sage, wie sie unter anderem vom »Schah-i Sinda«, dem »lebenden König«, in Samarkand erzählt wird. Sie wurde im 13. Jahrhundert auf Sizilien mit Friedrich II. verbunden und wanderte als Sage vom Kaiser, der wiederkehre, um die gerechte Welt zu begründen, nach Norden. Ursprünglich galt Mithras als der erhoffte Retter, der iranische Erlösergott, der – in einer Höhle geboren – als Sonne aus der Tiefe emporsteigt, ein heute noch in der Heldensage Armeniens lebendiges Motiv. Wo bleibt da der historische Kern, den jede Sage angeblich enthält und der aus ihr herausschälbar sei? Es gibt ihn. Nur: In Sagen wird häufig die Realität auf den Kopf gestellt. So gab es in der Tat einen hunnisch-burgundischen Zusammenstoß, aber nicht in Ungarn, wie das Nibelungenlied verkündet, sondern auf dem Gebiet des heutigen Frankreich. Ebenso wenig war Attila der Führer, zu dem die Burgunder zogen, sondern der Römer Aetius schlug 436 mit den hunnischen Hilfstruppen seines Römerheeres die Burgunder des Gundohar. Nicht Attilas Burg wurde verbrannt, sondern die Burgunder erlitten eine Niederlage.

Für das europäische Mittelalter hat die Geschichtswissenschaft die Sage als Geschichtsquelle überwunden. Sie behandelt sie als interessanten Spiegel des Selbstbewußtseins ihrer Zeiten bzw. Verfasser, ein berechtigter Standpunkt, der sich leider in der »klassischen« Altertumskunde nicht allgemein durchgesetzt hat. Sie ist in dieser Hinsicht für manchen noch auf dem Wege, eine Wissenschaft zu werden – und diese vorwissenschaftliche Haltung kul-

minierte geradezu um das »homerische Troja«! Ernsthaft wird ja z. B. noch immer die Meinung vertreten, die Erzählung über das hölzerne Pferd des Odysseus sei das Symbol für das Erdbeben, das die Mauern von Troja VI zum Einsturz gebracht habe. Also sei Troja VI das homerische Troja!

Antike Autoren haben für den »trojanischen Krieg« die Zeit zwischen 1260 und 1180 errechnet. Schon 1850 wies G. Grote in seiner (auch von Marx geschätzten) Geschichte Griechenlands darauf hin, daß derartige »Berechnungen« eben nur auf Homers Epen beruhen. Die Königslisten der Spartaner, auf die man sich immer wieder beruft, sind ja erst im 6. Jahrhundert aufgestellt worden und nur für die Zeit von etwa 750 v. u. Z. an historisch echt. Die Angaben über die vorhergehende Zeit sind aus Homers Dichtung entnommen! Sie wurden »zur höheren Ehre der Spartanerkönige« in die Listen eingearbeitet. Man könnte mit dieser »Methode« (wie Herodot II, 145) auch die »Geburtsdaten« des Gottes Pan oder des sagenhaften Herakles »errechnen«!

Wenn wir nun auch noch die antiken Berechnungen über den Fall Trojas, denen zufolge z. B. der Tod Hektors am 28. August 1185 v. u. Z. eintrat, in den Bereich der Vorwissenschaft verweisen müssen, fehlt jeder Anlaß, Homers Troja-Erzählungen zu historisieren, ja jene Siedlung überhaupt Troja zu nennen. Es bleibt nur, daß ein Dichter die Geschichte dort spielen läßt.

Doch was beschrieb Homer? Was vereinigte er in seiner Dichtung, deren Hauptzweck die Darstellung eines Kriegerideals des griechischen Adels ist, die für das 8. Jahrhundert gilt? Es lassen sich Einzelsagen fassen, die in diese Gesamtschau eingegangen sind. So ist der Kampf des Rhodiers Tlepolemos mit dem Lykier Sarpedon eine in Südkleinasien beheimatete Legende, die sich um die Bestrebungen der Rhodier rankt, in Lykien Fuß zu fassen. Der Kampf zwischen dem Kreter Idomeneus und dem Helden Phaistos ist eine kretische Lokalsage – Phaistos war der Stadtgott der gleichnamigen Kreterstadt. Paris kämpft in der Sage zumeist mit Thessaliern, und Plutarch berichtet, Paris habe in Thessalien gegen Achilleus gekämpft. Sein angeblicher Bruder Hektor kam aus Mittelgriechenland. In

Theben zeigte man noch Jahrhunderte später sein Grab. Agamemnon, Menelaos, Helena und Achilleus tauchten in anderen als den homerischen Quellen als Götter auf. So war Helena auf Rhodos eine Baumgöttin, in der Argolis eine Vegetationsgöttin und in Sparta eine Fruchtbarkeitsgöttin. Sie war also eine vermenschlichte Gottheit. Mit ihr genoß Menelaos in Lakonien göttliche Verehrung, und Agamemnon galt dort als eine Form des Zeus. Wahrscheinlich waren auch Achilleus und Odysseus »gesunkene« Götter, so wie aus Donar oder Thor der »wilde Jäger« wurde.

Es zeigen sich hingegen keine zeitgenössischen kleinasiatischen Elemente, keine Nachricht z. B. über die Hethiter, die im 13. Jahrhundert bis zum Bosporus vorstießen. Nur griechische Lokalsagen des 8. und 7. Jahrhunderts sind verarbeitet, denn die Welt der Odyssee ist unbestreitbar die Zeit um 700 v. u. Z., die, wie die mittelalterlichen Bibelillustrationen, die Themen im zeitgenössischen Gewand abhandelt.

Es geht gewiß nicht an, die Ilias als mykenischen Kriegsbericht zu bezeichnen und zu behaupten, sie spiele fast ausschließlich an Orten der mykenischen Kulturperiode. Argos und besonders Sparta waren in mykenischer Zeit unbedeutend. In griechischen Sagen fehlt die geringste Andeutung über die Vernichtungszeit der mykenischen Burgen und Städte; dagegen paßt alles Erzählte in die Vorstellungen der Aristokraten-Gesellschaft um 700 – und in ihnen ist kaum etwas nachweisbar mykenischen Ursprungs.

Zu den beliebten Argumenten für eine Gleichsetzung mit der Mykene-Zeit gehört die geschilderte Ausrüstung; sie sei bronzezeitlich, und besonders der Helm des Meriones, ein Eberzahnhelm, sei eindeutig mykenisch. Aber könnte er nicht ein Erbstück sein oder ein Fund aus einem geöffneten und geplünderten Grab? Wir kennen eine Reihe von Denkmälern, die über Jahrhunderte weitergegeben und dann in beträchtlich späteren Perioden noch gezeigt wurden. So gehört zum Museum des Nebukadnezar in Babylon um 575 v. u. Z. ein großes Löwendenkmal, das damals bereits 2500 Jahre alt war, wie neuere Funde in Uruk gelehrt haben – der berühmte Löwe von Babylon.

Hampl verweist in seiner Polemik »Die Ilias ist kein Geschichtsbuch« zu Recht auf Schadewaldt u. a., die von der Ilias und Odyssee den richtigen Gebrauch gemacht und die Dichtungen als Spiegel ihrer Zeit betrachtet haben. Darin liegt die historische Bedeutung der beiden Epen, während die literarisch-dichterische Leistung hier nicht zur Diskussion steht. Die Epen bleiben, oder sie werden vielmehr gerade dann, wenn man sie nicht als »realen Kriegsbericht« behandelt, große Kunstwerke, wie die Epen der Kirgisen oder Sumerer, das Mahabharata oder das Lied von Igors Heerfahrt – oder die Geschichte vom Kampf und Tod der Nibelungen. Sie verdienen es, als solche gelesen und geachtet zu werden.

Ernst nehmen kann man die Hissarlik-Legende als Geschichtsquelle nicht, wohl aber als Kulturgut der Menschheit – und ereifern muß man sich über den Mißbrauch dieser Werke. So wird auch weiter von Troja und Homer zu lesen sein – und warum auch nicht? Nur lasse man sich nicht einreden, Schliemann sei Zeuge *gegen* die Wissenschaft. Er war vielmehr eine große Persönlichkeit, ein Enthusiast, der seinen Träumen folgte, ein Mensch, der in der Auseinandersetzung mit der Realität immer mehr zum Wissenschaftler wurde, zum Archäologen, dessen Werk zum Fortschritt der Wissenschaft beitrug.

»Schauwerke der bewohnten Welt«

Die Pyramiden und die Zahl Pi

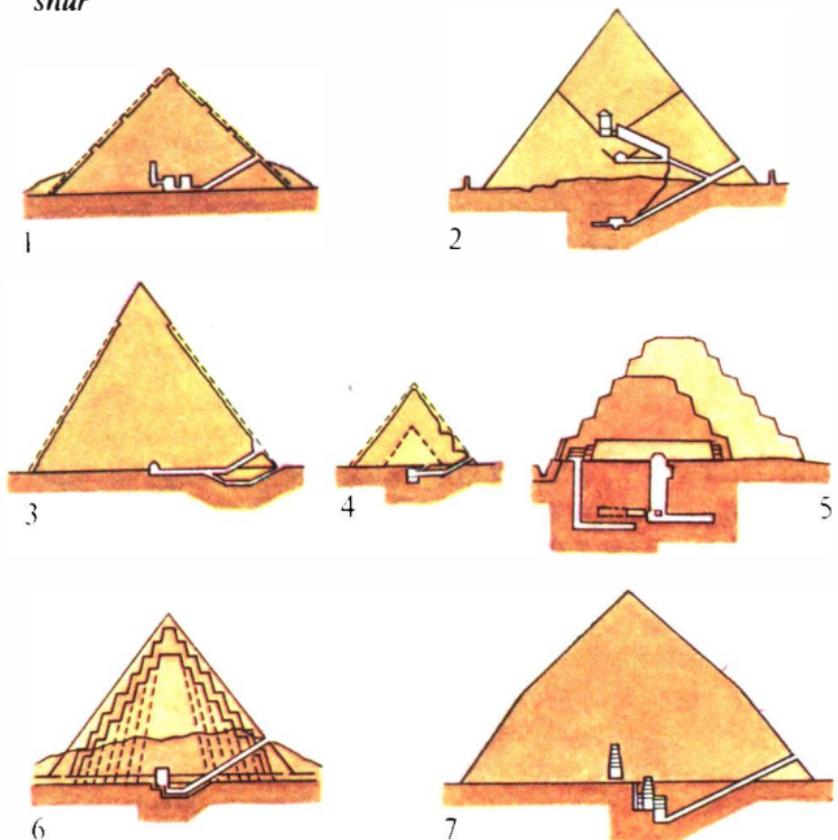
Schon die Griechen des Altertums priesen »sieben Weltwunder«. Die älteste, uns bekannte Überlieferung aus dem 2. Jahrhundert v. u. Z. spricht von »sieben Schauwerken der bewohnten Welt«. Zu ihnen gehörten die »hängenden Gärten der Semiramis« von Babylon, die Pyramiden von Gizeh, der Koloß von Rhodos, die Zeusstatue des Pheidias von Olympia und der Leuchtturm auf der Insel Pharos. Auch andere Denkmäler werden dazu gezählt, und die meisten von ihnen verdienen noch heute Bewunderung, auch wenn die Technik der Gegenwart manchmal bereits die Größe der damaligen Leistung vergessen läßt. So ist z. B. im Verhältnis zur Masse der Cheopspyramide von Gizeh fast das Zwanzigfache an Trümmer-Schutt in Berlin, der Hauptstadt der DDR, abgefahren und gelagert worden. Oder – was ist heute noch die Kupferstatue von Rhodos mit einer Höhe von 34 m gegen eine Weltraumrakete mit etwa 50 m Höhe, ganz abgesehen von der ungeheuer aufwendigen Ausrüstung der Rakete? Bezeichnend für den nüchternen Sinn der Griechen war, daß sie nur Leistungen menschlicher Erfindungsgabe und Arbeit als »Weltwunder« feierten. Im Gegensatz dazu sind mehrere »Weltwunder« der Antike Gegenstand übler Spekulationen geworden, und dies z. T. schon seit Jahrhunderten.

Besonders um die große Pyramide von Gizeh werden wilde Märchen gerankt, obwohl die Tatsachen eine nüchterne Sprache sprechen. Sie ist ein Pharaonen-Grab aus einer ganzen Reihe derartiger Bauten, die mit der Stufenpyramide des Djoser begann und in der großen Gizeh-

Pyramide ihre Vollendung fand. Für die Mehrheit dieser Grabmäler läßt sich mit Bestimmtheit der Bauherr angeben, nämlich der Pharao, der hier seine letzte Ruhestätte fand. Es besteht keine Veranlassung, die Zuweisung der großen Pyramide an Cheops (oder Chufu, wie die Ägyptologen sagen) zu bezweifeln. Zwar nennt ihn keine Inschrift, aber indirekte Zeugnisse liegen ausreichend vor.

Die Cheopspyramide von Gizeh ist ein Gebäude mit quadratischem Grundriß aus Kalksteinblöcken: die Seiten messen 227 m, und die Höhe mag 149 m betragen haben. Wir kennen die Maße deshalb nicht genau, weil der einstige Mantel aus Steinplatten, der das Gebäude nach außen glatt – nicht in Stufen – abschloß, zerstört ist. Verbaut

Die wichtigsten Pyramiden der III. und IV. Dynastie Ägyptens in Querschnitten. 1 – Nordpyramide von Dahshur; 2 – Cheopspyramide; 3 – Chephrenpyramide; 4 – Mykerinospyramide; 5 – Djoserpyramide; 6 – Medumpyramide; 7 – Knickpyramide von Dahshur



worden sind etwa 2,3 Millionen Blöcke, die jeweils 2 bis 20t wiegen. Die Seiten sind nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet und die Abweichungen davon relativ unbedeutend. Die Grabkammer, in der einst der Pharao beigesetzt war, ist bekannt. Sie ist ausgeplündert wie die anderen Pharaonengräber, bis auf das »kleine« Grab des Tut-en-ch-Amun, das uns ein Zufall bewahrt hat.

Die Sitte, den Pharaonen Pyramiden zu errichten, wurde nach dem Ende des Alten Reiches aufgegeben, und nur noch Privatleute oder Fürsten angrenzender Regionen, wie in Meroe, einer Stadt im heutigen Sudan, bevorzugten weiterhin derartige Grabbauten. Ihre auf mathematischen Erkenntnissen beruhende Form gab neben der gewaltigen Größe Anlaß zu Spekulationen. Man suchte Welträtsel, deren Lösungen hier verschlüsselt aufbewahrt sein sollten. Die Höhe, die wir nicht genau kennen, betrage ein Millionstel der Entfernung der Erde – Sonne, die Pyramide stünde im »Schwerpunkt« der Kontinente – eine völlig unsinnige Vorstellung! – und sei unter Kenntnis der Zahl π gebaut worden. Und gerade das lasse andere Bauherrn vermuten, da die Ägypter diese Zahl π noch nicht gekannt haben. Nun, sie haben auch die Entfernung Erde – Sonne nicht gekannt und keine auch nur annähernd genaue Vorstellung von den Kontinenten Asien und Afrika gehabt. Trotzdem vermochten sie, dieses Grabmal und auch die vielen anderen Pyramiden zu errichten, deren Höhen ebenfalls Anlaß zu mancherlei Denksportaufgaben geben könnten. Tatsächlich liegt den Bauten die Gleichung für die Entfernung Erde – Sonne ebensowenig zugrunde wie die Kenntnis der Zahl π . Formuliert haben die altorientalischen Mathematiker ihre Lehrsätze nirgends hinterlassen, aber sie haben mit Umschreibungen und Näherungswerten gearbeitet. So berechneten die Ägypter die Fläche des Kreises, indem sie acht Neuntel des Durchmessers zum Quadrat erhoben, die Mesopotamier multiplizierten den Umfang mit sich selbst und dividierten dann durch 12, d. h., sie kamen zu Näherungswerten. Schon vor 4500 Jahren vermochte man, Bauten wie z. B. Pyramiden zu berechnen.

Djosers Stufenpyramide entstand durch die mehrfache Überbauung eines kastenförmigen Hausgrabes, dann folgten verschiedene Varianten eines Monumentalbaus auf

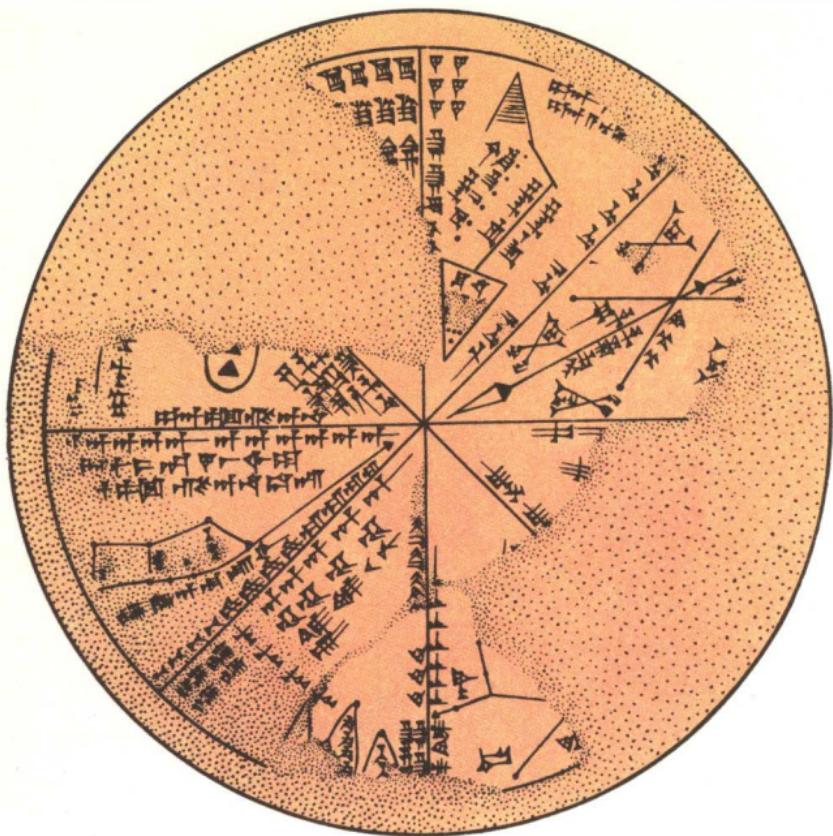


Der mathematische Lehrtext von Tell Harmal, um 1800 v. u. Z.

annähernd quadratischer Basis und in massiver Ausführung. Schließlich verallgemeinerten die Ägypter ihre Erfahrungen und kamen zu der harmonischen Form der Cheopspyramide, nicht ohne zuvor »Fehler« gemacht zu haben, wie in der zu steil begonnenen »Knickpyramide« von Dahshur, die sie dann in abgeflachter Form abschließen mußten.

Besonders hübsche »Milchmädchen«-Rechnungen sind um die Größe und den Arbeitsaufwand angestellt worden; so seien für den Pyramidenbau angeblich über 200 Jahre erforderlich gewesen, wenn man einen Stein nach dem anderen herangeschafft hätte. Ja, wenn! Aber welcher Architekt wird bei $240\text{ m} \times 240\text{ m}$ Grundfläche jeweils nur einen Stein bewegen lassen, wenn er 2,3 Millionen Quader verbauen soll?

Wie der Bau vor sich gegangen ist, können wir nur re-



Assyrische Himmelkarte aus Ninive, um 750 v. u. Z.

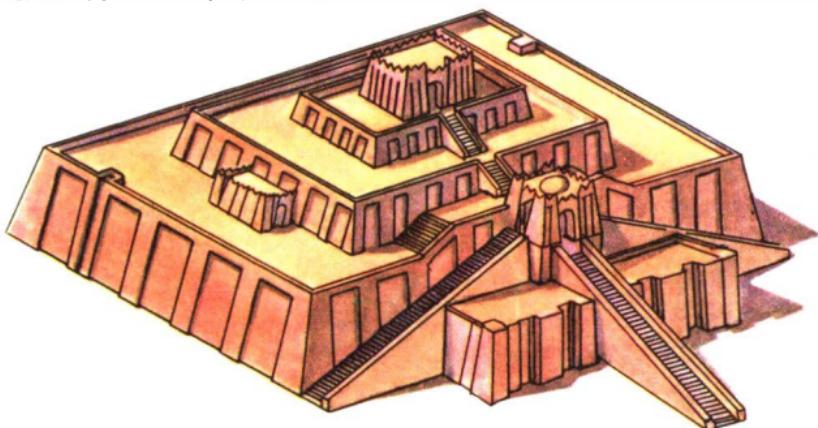
konstruieren. Es gibt keine zeitgenössischen Darstellungen der benutzten Technik. Nur der Ägypten 2000 Jahre später besuchende Griechen Herodot berichtet, wohl nach Erzählungen ägyptischer Priester, 100 000 Menschen seien zur Arbeit zusammengetrieben worden. Diese Zahl steht für eine unüberschaubare Größe und spiegelt den Eindruck wider, den der Besucher erhielt – nicht mehr. Sicherlich wurde mit Rampen und mit Menschen gearbeitet, die als Zugkräfte und Steinhouer wirkten. Da die Steine zumeist aus der Umgebung der Pyramide stammten, ist das Transportproblem geringer als die Aufgabe des Rampenbaus. Die Errichtung des oberen Drittels dürfte weit problematischer gewesen sein als der Transport der Steinmassen der unteren Teile.

Es sind wiederholt Berechnungen über die Bauzeiten

und die erforderlichen Arbeitskräfte angestellt worden, die recht unterschiedliche Werte ergaben, aber die Realisierbarkeit des Baus in etwa 20 Jahren bestätigt haben. Exakte Zahlen lassen sich nie ermitteln; jedoch fehlt jeglicher Anlaß, das Eingreifen überirdischer Wesen anzunehmen.

Die Pyramiden des Alten Reiches der Pharaonen mögen ihren Erbauern mehr gewesen sein als bloße Monumente. Wahrscheinlich war ihre Symbolik eng mit der ideellen Rolle der Pharaonen verknüpft, Repräsentanten der Gesamtheit und Bindeglied zwischen Menschheit und Götterwelt zu sein – aber wir wissen auch davon fast nichts. Selbst der Vergleich mit den in der Gestalt äußerlich recht ähnlichen Tempeltürmen Mesopotamiens, den Zikkuraten, hilft uns nicht weiter. Sie sind in der Regel jünger als die Pyramiden Ägyptens und waren anscheinend nie Gräber. Auch endeten sie nicht in einer Spitze, sondern auf ihnen erhob sich ein kleiner Tempel, zu dem eine breite Treppe emporführte. Sie sind aus Terrassentempeln der sumerischen Stadtstaaten entstanden, bei denen auf einer Terrasse eine Residenz des Stadtgottes stand, zu der die Gemeinde im Gottesdienst kam. Mit dem Übergang zu den Großreichen »löste« sich der Gott von der jeweiligen Stadt. Wie der König, sein Urbild, nun in der fernen Residenz saß, dachte man sich jetzt den Gott im Jenseits wohnend, hoch über den Menschen. Von der Götterresidenz blieb nur noch die Torhalle auf der Zikkurat und die Eingangstreppe zum gedachten Palast.

Zikkurat von Ur, vor 2000 v. u. Z.

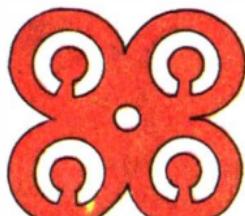


Was Bilder erzählen

Ganz andere Formen bildlichen Ausdrucks der die Menschen bewegenden Probleme fanden die Hirtenvölker Zentralasiens, die den sogenannten Tierstil entwickelten. Tiergestaltige Bleche, Gravierungen oder Plastiken bieten Ideen und Gedanken dar, die in der Vorstellungswelt des Schamanismus wurzeln, der Vorstellung, daß besonders dazu veranlagte Menschen, die Zauberpriester, mit »Geistern« in Verbindung treten können.

Die Nomadenvölker des Ostens haben ihn benutzt, und von ihnen hatten auch Germanenvölker, die viel asiatisches Gedankengut aufnahmen, den Tierstil entlehnt. Oft hat ein Motiv alter Kunst eine unmittelbare Bedeutung gehabt, auch wenn wir heute viele dieser »Bildschriften« nicht mehr zu lesen verstehen. Über eine reich entwickelte Formensprache dieser Art verfügen noch in der Gegenwart die Völker Ghanas. Sie tragen auf ihren traditionellen Gewändern, als Schmuck ihrer Häuptlingsstäbe und auf Schnitzereien Ornamente, die dem Fremden nur schöne

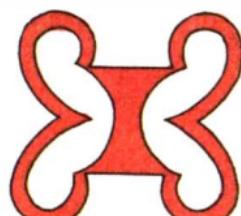
Symbolhafte Motive aus Ghana. 1 – Hoffnung; 2 – kritische Prüfung; 3 – Schuldlosigkeit; 4 – Weisheit; 5 – Allmacht Gottes; 6 – Einheit



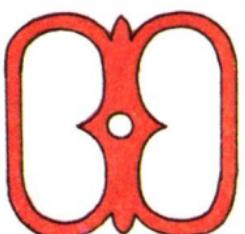
1



2



3



4



5



6

Formen, dem Wissenden jedoch aussagekräftige Sätze sind. Einige Beispiele mögen dies veranschaulichen. Der ghanesische Künstler Kofi Antubam hat (in seinem Buch »Ghana's Heritage of Culture«, Leipzig 1963, S. 159) aus den Namen der Symbole und aus mit ihnen verbundenen Volkssprüchen eine Deutung versucht, wie sie der Abbildung auf S. 54 zu entnehmen ist.

In ähnlicher Weise dürften in den reichen Ornamentfolgen altorientalischer Buntkeramik Aussagen verborgen sein, wie z. B. auf den Vasen aus Haçilar (Kleinasien um 5000 v. u. Z.) oder auf den Schalen aus Susa in Südwestiran (um 4000 v. u. Z.).

Nur gelegentlich können wir eine Deutung versuchen. So trägt eine Schale aus Susa, in der ein Totenschädel gefunden worden sein soll, das Bild einer Schildkröte und zweier Regenwolken – angedeutet durch die Kämme. In diesem Symbolwert finden wir Schildkröte und Kamm auch in Altchina, das viele altorientalische Vorstellungen bis in die Neuzeit erhalten hat.

Ist dies eine bildliche Wiedergabe von Ideen, so blüht in Indien und Südostasien die Tanzpantomime, bei der die Tänzerin durch Handhaltungen, sogenannte Mudras, »spricht« und im Tanz durch ihre Körperbewegungen ganze Geschichten »erzählt« – ohne ein Wort zu sagen. Eine tanzende Inderin oder Javanerin stellt den Mittel-europäer vor Rätsel – vergleichbar denen, die das chinesische Naturgemälde uns stellt. So schickt man z. B. einem Siebzigjährigen gern eine Bildkarte mit einem Kater und einem Schmetterling. Ohne ein geschriebenes Wort versteht der Empfänger, daß er, der Alte, ein Wort, das im Chinesischen dem für »Katze« ähnlich klingt, die »schwer zu erhaschenden« Achtziger erreichen möge.

Ein chinesisches Bild mit der Darstellung eines verschneiten Kiefernbaums in den Bergen ist nicht etwa ein Stimmungsbild, ein Genrebild, sondern derartige Bilder entstanden, als die Mandschu ins Land einfielen und die der Tradition verbundenen Taoisten ihren Widerstand zum Ausdruck bringen wollten – und sie wurden verstanden.

Die Kiefer war der Taoist selbst, der trotz der Last der Fremdherrschaft fest verwurzelt im Fels der heimischen Tradition blieb.



*Glückwunsch an einen Siebzigjährigen, dem man wiünscht, er möge
achtzig werden. Japanischer Holzschnitt*

Formen und Symbole sind zwar nicht sprachgebunden, aber sie sind Teile der von den Menschen entwickelten Kulturen. Der Einfallsreichtum der Völker hat in den Jahrtausenden viele Ideen und deren künstlerische Aus-

drucksformen hervorgebracht. Die Phantasie der Künstler folgte den Gedanken der Millionen Menschen, die stets bemüht waren, sich zu verstehen, ihre Umwelt und die Natur zu begreifen. Je weniger sie erkannt hatten, desto weniger hatten ihre Vorstellungen mit der Wirklichkeit zu tun. Sie entwickelten Mythologien und Legenden, die ihren Vorstellungen entsprachen. Sie aus heutigen Wissenschaften oder Technologien erklären zu wollen – und nicht aus ihren historischen Wurzeln – ist unsinnig und führt in die Irre.

Geheimnisse um Baalbek

Auch so gewaltige Leistungen antiker Baukunst wie der über 100 m lange Artemistempel von Ephesos, vor 500 v. u. Z. entstanden, oder das Grabmal des Maussolos, eines karischen Königs von 377 bis 353 v. u. Z., das aufgrund seiner 45,92 m Höhe zu den »Weltwundern« gerechnet wurde, bedürfen der Erklärung. Wie die aus Gold, Elfenbein, Holz, Glas und Edelstein zusammengesetzte etwa 12 m hohe Zeus-Statue des Pheidias sind sie mit den Mitteln ihrer Zeit geschaffen worden.

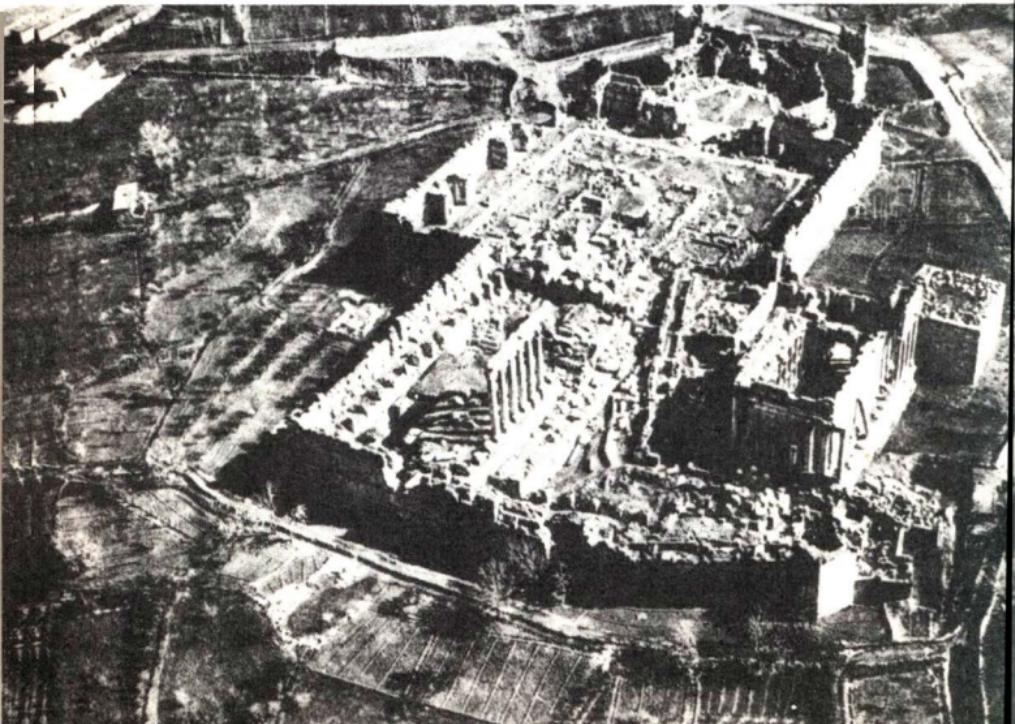
Ein Musterbeispiel der Mystifikation realer Denkmäler, der oberflächlichen Betrachtung und einer »Erklärung« ohne Rücksicht auf die geschichtlichen Zusammenhänge ist der berühmte Heliostempel von Baalbek im Libanon. Abenteuernde Journalisten und phantasierende Schriftsteller haben aus dem antiken Tempel einen uralten Raketenstartplatz gemacht, da dort eine Plattform bestünde, die aus vielen Tausende Tonnen schweren Quadern zusammengesetzt sei, jeder einzelne zu schwer, um von Menschenhand bewegt worden zu sein.

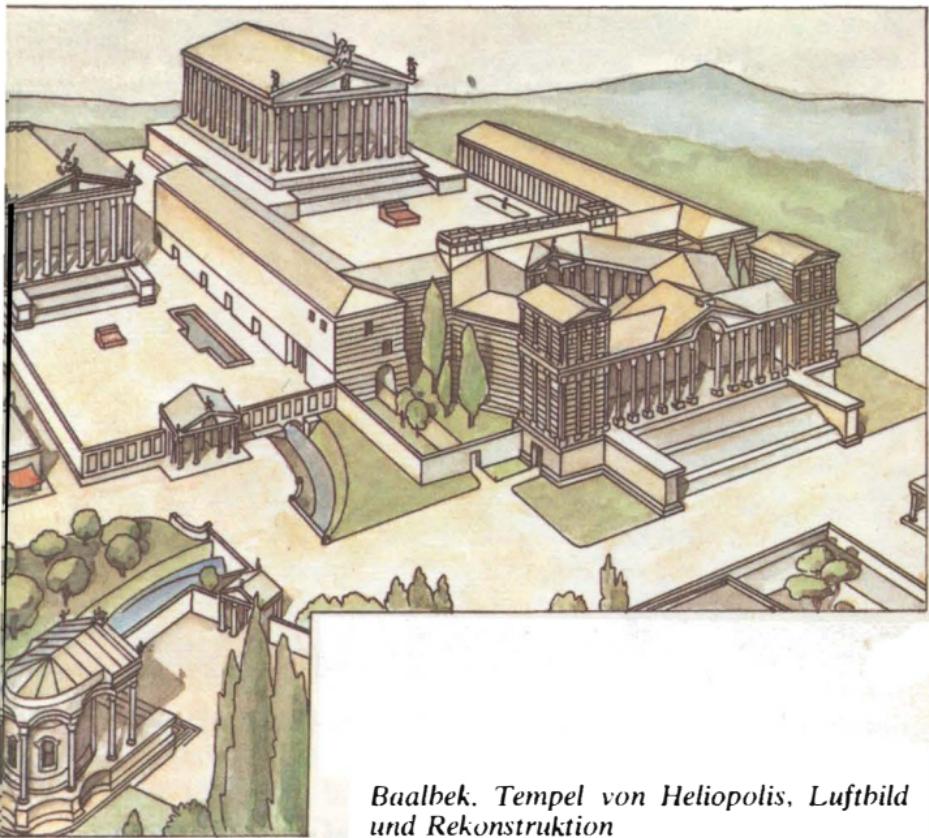
Was mag die Urheber dieses Märchens »inspiriert« haben? Die imponierende »Terrasse« mit den entfernt an startbereite Raketen erinnernden sechs Säulen am Rand – und vier Großblöcken? Mehr gibt es ja nicht zu sehen von diesem dereinst großartigen Bau aus der Zeit des römischen Kaisers Augustus.

Es ist ebenso eine auf die Täuschung der Leser abziehende Lüge, wenn gewisse Schriftsteller mit dem Ton

ehrlicher Empörung von den Archäologen die Ausgrabung des Tempels verlangen, damit *endlich die Wahrheit* über die Terrasse bekannt werde. In Wahrheit ist die »Terrasse«, die heute zu bewundern ist, das Werk der restaurierenden Archäologen, die Baalbek schon vor dem ersten Weltkrieg (1898–1905) systematisch untersuchten und die Ruinen in einen Zustand versetzten, der einem weiteren Verfall Einhalt gebieten sollte. Die umfassende und auch Laien verständliche Darstellung der Ergebnisse dieser Arbeit liegt seit 1921 vor. *Baalbek* ist der einheimische Name für eines der Hauptheiligtümer des römischen Imperiums, dessen Haupttempel dem Jupiter Heliopolitanus gewidmet war (S. T. Wiegand, Herausgeber: Baalbek. Berlin-Leipzig 1921). Der Name *Baalbek* bedeutet »Herr (Gott) der Bekaa« (der Hochebene, auf der die Kultstadt steht). Das Alter dieses Kultortes ist nicht bekannt, könnte aber in vorgriechische Zeit zurückreichen. Jedoch kennen wir keine Reste phönizischer Tempel in dem Bezirk der Kultstadt, die seit dem 1. Jahrhundert u.Z. prunkvoll als Heliopolis, als »Sonnenstadt«, aufgebaut wurde.

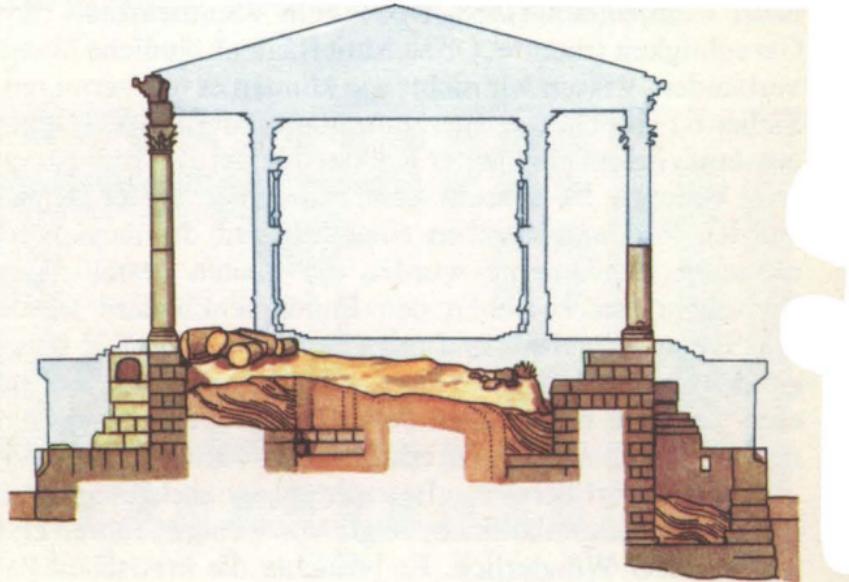
In Altvorderasien verbanden sich mit der Sonne häufig die Vorstellungen der Gesetzlichkeit: Die Sonne scheint für alle und »sieht« alles. Daraus wurde auch die von den Unterdrückten ersehnte Gerechtigkeit in der Gesellschaft,





Baalbek. Tempel von Heliopolis, Luftbild und Rekonstruktion

Baalbek. Jupiter-Tempel, Querschnitt





Bacchus-Tempel von Heliopolis; Foto der Ruinen und Grundriß

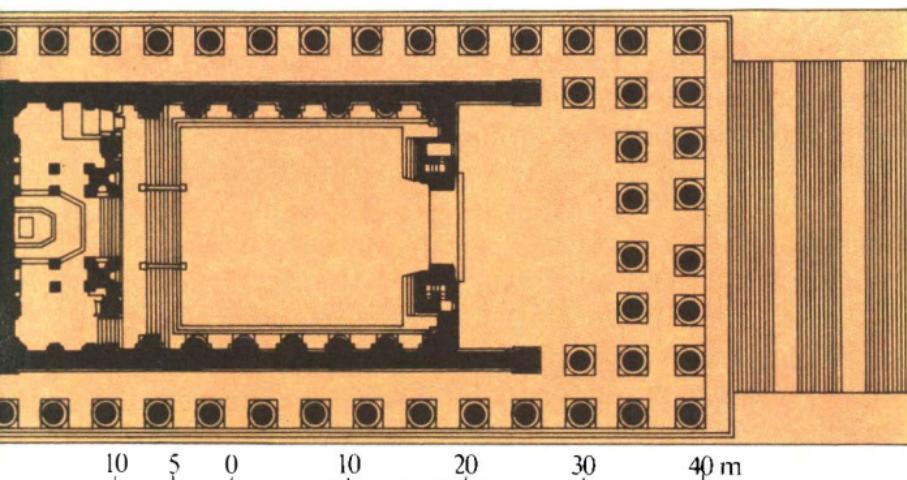
so daß Aristonikos, der Führer des großen Aufstandes der Sklaven und Unterdrückten in Westkleinasien (133–129 v. u. Z.), seine Mitkämpfer »Heliopoliten« nannte – und noch Campanella (1568–1639) vom »Sonnenstaat« der Gerechtigkeit träumte. Ob sich mit Baalbek ähnliche Ideale verbanden, wissen wir nicht; wie können es nur vermuten. Sicher ist jedoch, daß im 1. Jahrhundert der große Tempel entstand, indem ein kleiner Kalksteinhügel als Grundstock (um Material zu sparen) genutzt wurde. In den Hügel wurden Fundamentgräben eingetieft, auf die danach errichteten Fundamente wurden die Säulen gestellt. Der Zwischenraum zwischen den Fundamentmauern wurde mit Schutt ausgefüllt und mit Platten abgedeckt, d. h., es gab hier nie eine massive Plattform, und nie wollte jemand eine Terrasse bauen. Der Tempel glich weitgehend dem neben ihm stehenden gut erhaltenen zweiten Tempel.

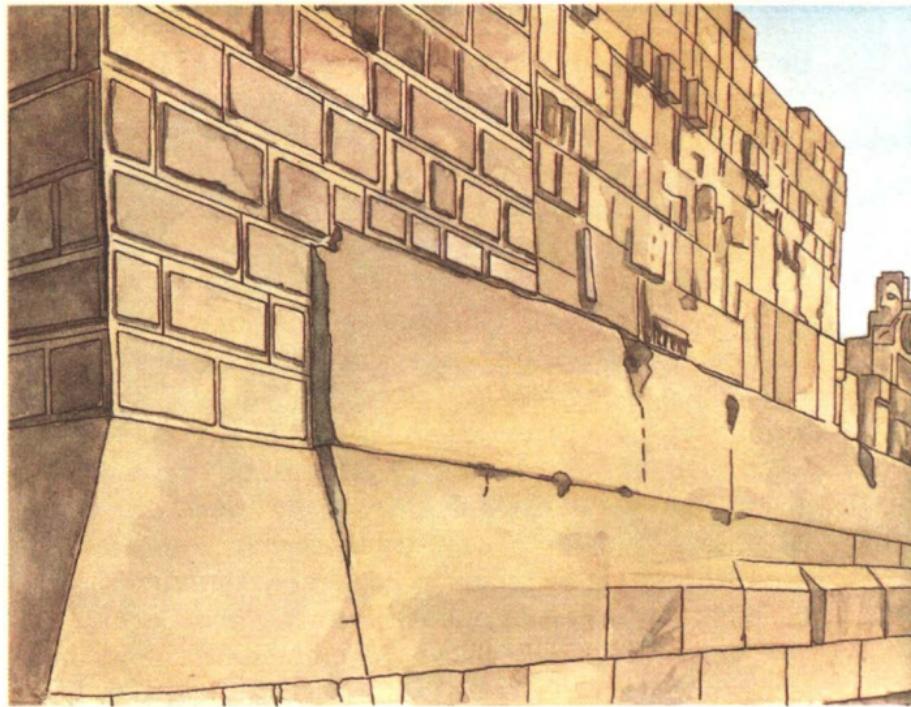
Wohin oberflächliche Betrachtungen archäologischer Denkmäler führen können, zeigte vor wenigen Jahren erst wieder H. G. Wunderlich. Er besuchte die kretischen Pa-

läste des 2. Jahrtausends v. u. Z. und schrieb dann in seinem Buch »Wohin der Stier Europa trug?« (1972), es seien Totenpaläste. Sie seien nie benutzt worden, wie unter anderem aus dem Fehlen von Abnutzungsspuren auf den Alabasterplatten der Treppen und Räume hervorgehe. In Wirklichkeit sind diese Platten bei der Restauration durch die Archäologen anstelle der zertretenen Originalplatten gelegt worden.

Der zweite Tempel von Baalbek blieb bewahrt, da er in frühislamischer Zeit in einen befestigten Palast umgebaut wurde und nicht wie der große Tempel als Steinbruch diente. Die vier erwähnten Großblöcke – drei verbaut und einer noch im Steinbruch – gehören nicht zum ursprünglichen Bau, sondern sind jüngeren Datums. Sie zeugen wiederum von der Macht traditioneller Vorstellungen, denn sie gehören zu einer geplanten Erweiterung des Tempels, der rituelle Vorstellungen zugrunde lagen – die Idee, man müsse die Basis eines Tempels mit einer Schutzmauer gegen böse Geister, Dämonen usw. umgeben. Diese Vorstellung entstand im alten Irak, dessen Tempel derartige Umwallungen (ohne technische Aufgaben) aufweisen.

Die Griechen bauten Tempel in der Form, wie sie der zweite Baalbek-Tempel heute noch zeigt. Als die Römer ihr Imperium unter Einschluß Syriens und Palästinas errichtet hatten, übernahmen sie im Laufe der Zeit die vorderasiatische Tradition der »Ummantelung«. Im





Die drei Großblöcke in der »Schale« des Jupiter-Tempels von Baalbek

3. Jahrhundert bestiegen schließlich mehrere Syrer und Araber den Kaiserthron – und einer von ihnen war wohl der Bauherr, der einen gewaltigen Plan verwirklichen wollte. Der größte »Mantel« sollte den Tempel des Jupiter in Heliopolis umgeben.

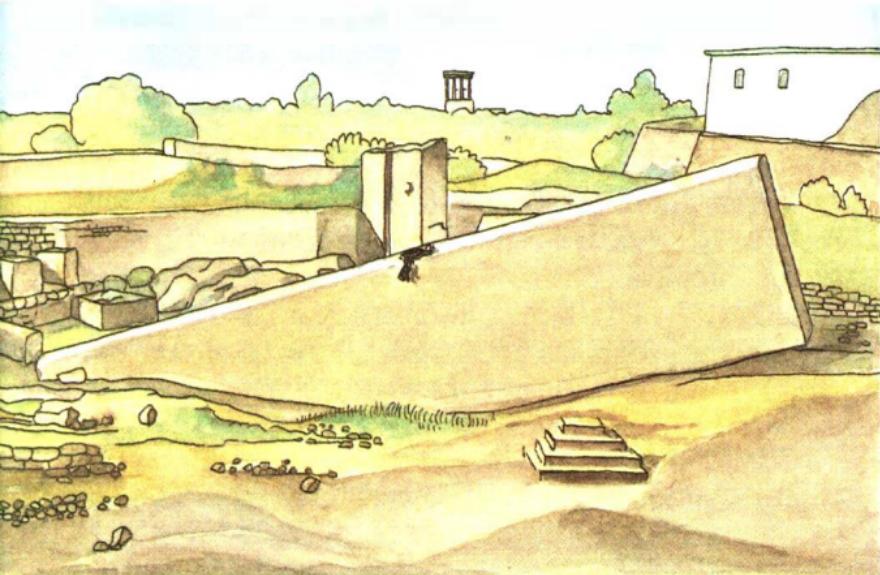
Man suchte einen Steinbruch, der etwas höher lag als der Bauplatz, um die geplanten Blöcke nicht aufwärts transportieren zu müssen, und man fand ihn, 680 m vom Bauplatz entfernt. Allerdings zwang eine Bodensenke zu einem Umweg, so daß etwa 1000 bis 1100 m zurückzulegen waren. Diesen Weg nahmen drei Blöcke, die auf der Westseite liegen und die folgenden Maße aufweisen: von Norden nach Süden von 19 m, 19,75 m und 18,35 m Länge. Sie sind 4,16 m hoch und 3,6 m breit. Offenbar war beabsichtigt, den Tempel mit einer gewaltigen Ummantelung von 11 m Breite zu versehen. Im Steinbruch liegt noch ein gewaltiger Stein, dessen Maße unterschiedlich angegeben werden. Wiegand nennt eine Länge von 21,72 m, an der

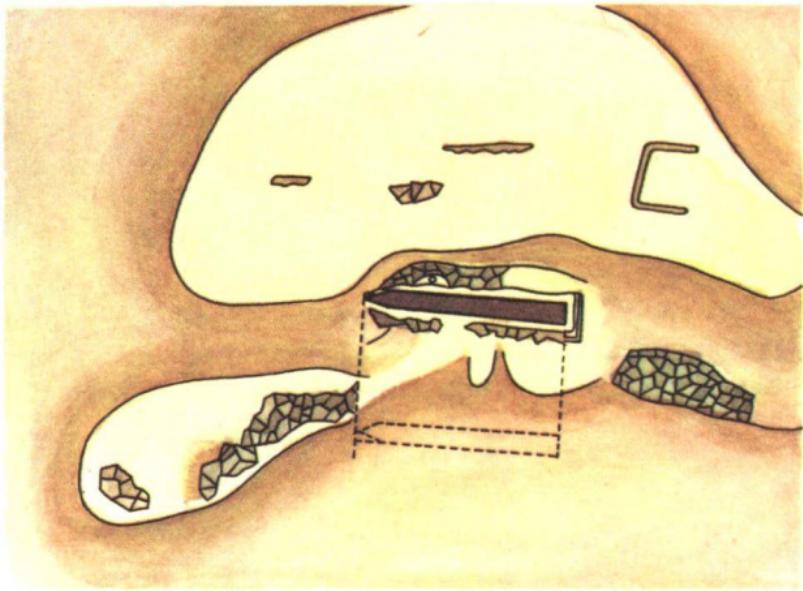
Nordseite eine Breite von 5,35 m und eine Höhe von 5,35 m, während die Südseite $4,25\text{ m} \times 4,35\text{ m}$ beträgt. Danach könnte er etwa 1200 t wiegen. Es ist ungewiß, ob dieser Stein für den Mantel vorgesehen war. Die Form läßt eher an einen Obelisken denken, wie sie damals in Ägypten aufgestellt wurden. Der größte erhaltene Obelisk ist wie der Baalbeck-Stein nicht fertiggestellt worden – er liegt in den Steinbrüchen von Assuan und muß, seinen Maßen entsprechend, rund 1168 t wiegen. Man verzichtete auf seine Fertigstellung, da der Stein von unten her brüchig war. Sein Transport war geplant und demnach vermutlich auch technisch möglich.

Der Transport der Kolosse

Mehrere ägyptische Darstellungen zeigen den Schiffstransport gewaltiger Obelisken – auch die Römer holten etwa ein Dutzend nach Italien und nach Byzanz. Daher steht der größte bekannte fertige Obelisk (510 t) vor dem Lateran in Rom. Er ist im Jahre 357 aus Alexandria per

Großblock im Steinbruch, Baalbek

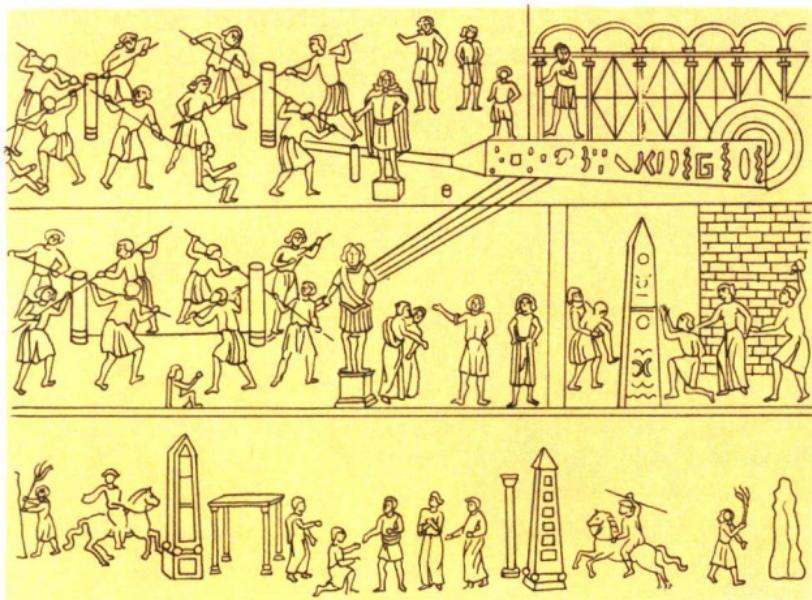




*Assuan-Obelisk im Steinbruch. 1168 t, 41,75 m lang, 4,2 m breit.
Wie wurden damals derartige Steinblöcke produziert? – War der Felsen erhitzt, wurde er mit Wasser besprengt, bis er sich schlagen und abreiben ließ. Von der dadurch glattgewordenen Oberfläche aus trieb man mit Hilfe von Rammen Rinnen in das Gestein.
Die Arbeit an dem hier dargestellten Obelisken ist an dieser Stelle abgebrochen worden. Die Unterseite ist also noch fest mit dem Felsen verbunden. Das Ablösen erfolgte üblicherweise durch das Aufquellenlassen von Balken, die in Höhlungen eingeschoben worden waren. Unsere Skizze deutet an, daß ein fertiger Obelisk über seine Seitenflächen aus dem Steinbruch herausgerollt wurde. Er wurde auf Rollen geschoben, die in der Längsrichtung auf schweren Balken liefen. Viele Obelisken wurden auch auf Schlitten gezogen (bessere Druckverteilung!).*

Schiff nach Rom gebracht worden und stammte aus Theben. In Istanbul, dem alten Byzanz, befindet sich noch heute ein unter Theodosius (379–395) aufgestellter Obelisk Thutmosis III. (1491–1435 v. u. Z.) aus Karnak. Ein Relief auf dem Sockel schildert den Transport des Obelisken mit großen Winden und einer Schleife. In ähnlicher Weise haben wir uns den Transport der Steine von Baalbek vorzustellen.

Es gibt aber auch noch andere Möglichkeiten, schwere Lasten ohne Zuhilfenahme von Maschinen zu transportieren. Der gewaltige Monolith der Alexandersäule vor dem



Der Transport des Obelisen in Byzanz nach einem Sockelrelief

Winterpalast in Leningrad z. B. wiegt bei 46,5 m Höhe rund 600 t. Ein Bauer namens Samson Suchanower hatte das Transportproblem gelöst, obwohl er Analphabet war; er ließ den Block auf eisernen Kanonenkugeln aus Karelien nach Petersburg rollen und konstruierte für die Wasserstrecken ein spezielles Schiff; 2000 Soldaten waren zudem im Einsatz, um den Stein an den Zielort zu bringen.

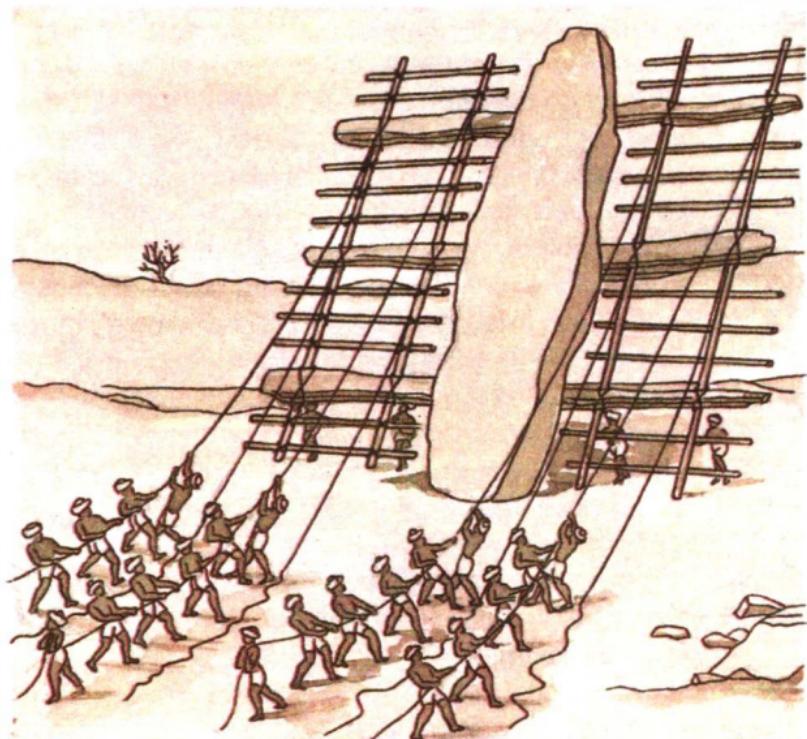
Vor dem Problem, große Lasten zu transportieren, standen in der Vergangenheit Menschen in vielen Teilen der Welt, und die Zeugnisse über Schwerlasttransporte stammen aus vielen Jahrhunderten, sie bilden keine Ausnahmen. Die viel zitierten Statuen der Osterinsel sind nur einige wenige Beispiele für derartige Leistungen in Asien, Europa, Afrika und Amerika. So fanden sich, etwa fünf Kilometer von der Festung Ollantaytambo entfernt, auf der Hochebene Perus Porphyrböcke von über 100 t Gewicht, die zum Ausbau der Festung bestimmt waren. Der Einfall der Spanier führte zum Abbruch der Bauarbeiten, die Blöcke blieben liegen.

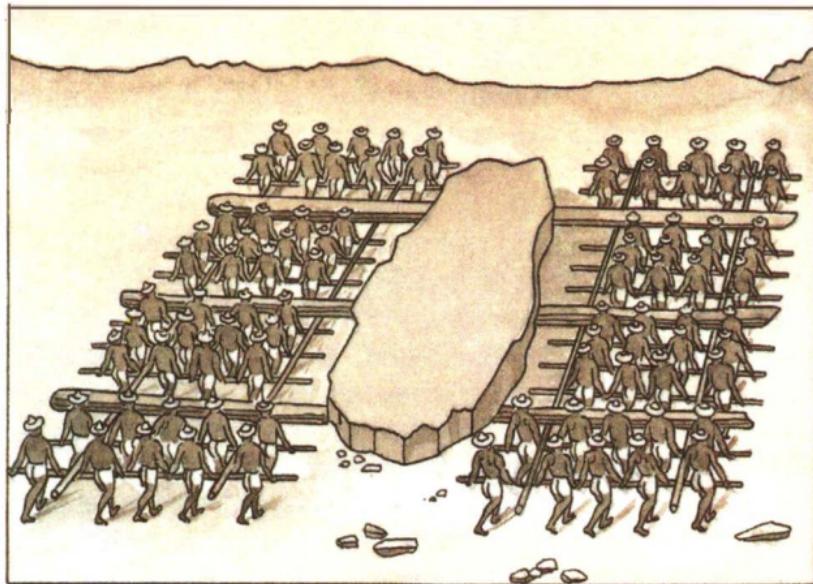
Die bekannten Olmekenköpfe wiegen bis 36 t und sind z. T. weithin transportiert worden. Als sie von den Archäo-

logen geborgen wurden, sind einige Köpfe von 2 t Gewicht aus dem Sumpf getragen worden. Die gleiche Transportmethode wandten noch im 19. Jahrhundert Himalaja-Bewohner beim Bau von Großsteingräbern an. Bis zu 400 Mann schleppten die Steinplatten.

In Frankreichs Großsteingräbern des 3. Jahrtausends v. u. Z. sind Platten bis 100t verarbeitet worden. Ein Menhir dieser Zeit, ein aufgerichteter langer Stein, der bei Locmariquer in der Bretagne steht, wiegt rund 382t, ein Gewicht, das die 350t der Deckplatte des Theoderichgrabes übersteigt. Mittelamerikanische Kulturen haben ähnliche Leistungen vollbracht. So wiegen das Coatlinchan-Idol Mexikos 217t und Mayastelen bis zu 60t. Für die »Memnonskolosse«, die Statuen des Pharaos Amenophis III. (1400–1363 v. u. Z.), die von seinem Riesentempel in Medinat Habu übriggeblieben sind, werden Gewichte von 760t bis 1000t genannt. Sie sind über

Aufstellen eines Menhirs im Himalaja





Transport von Steinblöcken im Himalaja

15 m hohe Monolithe. Es ließen sich zahlreiche weitere Transportleistungen der »Vormaschinen«-Zeit nennen, die bewundernswert sind. Sie sind Menschen-, nicht Gottes- oder Astronautenwerk.

Zu den Steinen, die ins Gerede geraten sind, gehört auch ein Mayarelief, die Grabplatte von Palenque. Sie sei das Abbild eines Weltraumfahrers in enganliegender Kombination am Steuerpult usw. usf. Sie zeigt aber nichts weiter als den unter ihr Begrabenen, einen Mayakönig unter der Maispflanze, halbnackt im wallenden Federschmuck. Er sitzt auf der Erdkröte, der dämonisierten Erde, und über ihm wölbt sich die von anderen Darstellungen reichlich bekannte Maisstaude, die christliche Träumer als Beweis einer ursprünglichen christlichen Rechtgläubigkeit der Maya nahmen, da ihr Bild an ein Kreuz erinnere.

Wir kennen den Namen des Bestatteten, der »Pacal«, d. h. »Schild«, hieß, kennen seine Regierungszeit (615–683) und haben seine Knochenreste gefunden. Alles ist rein indianisch, wie auch alle Beigaben. Trotzdem war das Grab für die Archäologen eine Sensation, fand es sich doch im Tempelturm von Palenque. Die mittelamerikanischen

Tempeltürme hatten bislang kein Grab enthalten. Dies ist das erste, das bekannt wurde. Ob es das einzige ist, wissen wir nicht. Der Tempelturm ist über das Grab gebaut und durch die Inschrift datiert. Überirdisches wird weder in der Inschrift genannt, noch ist es in dem Gebäude zu finden.

Metalltechnik vor Jahrtausenden?

Nicht anders verhält es sich mit den Zeugnissen prachtvoller Metalltechnik der Vergangenheit, wie dem »Weltwunder« von Rhodos, einer Kupferplastik des Apollon von 34 m Höhe, die Chares von Lindos goß. Der Koloß ist 224 v. u. Z. durch ein Erdbeben gefällt worden. Wahrscheinlich war er nicht in einem Stück gegossen worden. Wie der berühmte Buddha von Kamakura mit einer Höhe von 11,38 m wird er wohl in Teilen gegossen und dann zusammengesetzt worden sein.

Als der *Koloß* von Rhodos entstand, kannte der Mensch das Kupfer bereits seit zehn Jahrtausenden. Die Anfänge waren sehr einfach – gefundene Stücke Rohkupfers sind zu Anhängern geformt worden. Sie waren vermutlich durch ihre Farbe aufgefallen. Ein bis zwei Jahrtausende später schuf man bereits Geräte aus Kupfer, und schon vor 7000 v. u. Z. erfand man den Guß. Im 3. Jahrtausend v. u. Z. entstanden erste Großplastiken aus Kupfer, wie die Statue des Pharaos Pepi aus der 6. Dynastie Ägyptens. Sie ist aus Kupferplatten genietet. Auch in Mesopotamien goß man Kupferplastiken beträchtlicher Größe bereits im 3. Jahrtausend v. u. Z. Erhalten geblieben sind jedoch nur Fragmente, so ein Fuß aus Chafadschi, ein Kopf aus Ninive oder die untere Hälfte einer Statue der Zeit des Naramsin (um 2200 v. u. Z.).

Gegossen worden ist auch die Statue der elamischen Königin Napirasu aus dem 13. Jahrhundert v. u. Z., die selbst ohne den verlorengegangenen Kopf noch immer 1750 kg wiegt. So ist der Rhodos-Koloß gewiß eine große Leistung, aber kein Wunder. Wenig Geheimnisvolles hat auch die viel umrätselte Eisensäule von Merauli bei Delhi an sich, die ein Denkmal des Königs Çandra (Tschandra) Gupta II. (375–413) ist. Sie ist 7,20 m hoch, wovon 93 cm

in der Erde stecken. Dieser Teil ist mit einem Bleimantel umhüllt, der das Eisen vor dem Grundwasser schützen sollte, eine Absicht, die nicht ganz verwirklicht werden konnte, denn bei Ausgrabungen zeigten sich Rostspuren. Der Teil der Säule über der Erde war bisher nicht verrostet. Erst die Luftverschmutzung durch die moderne Industrie greift auch dieses Denkmal an. Der Überlieferung nach soll diese Säule aus dem westlichen Indien, aus Gudscherat, stammen, aus dem auch die Araber das Eisen für ihren berühmten Damaszener Stahl bezogen. Das schon in der Antike berühmte Serer-Eisen wird noch in der Neuzeit im Gebiet von Hyderabad hergestellt. Das Verfahren ist einfach und, gemessen an modernen Techniken, unproduktiv. Ein Kilogramm schwarze Magnitkörper werden mit Bambus- und anderen Pflanzenköhlern in Tonkegel eingeschlossen und im Holzkohlenfeuer mit Hilfe von Blaseluft vier- bis fünfmal erhitzt. Dadurch entsteht ein sehr reines, gestähltes Eisen, das an der trockenen Luft

Kupferplastik, Torso, um 2200 v. u. Z. Naramsin-Zeit



Indiens lange Bestand hat – in feuchten Zonen oder in der Erde, z. B. des Irak, aber wie jedes andere Eisen verrostet.

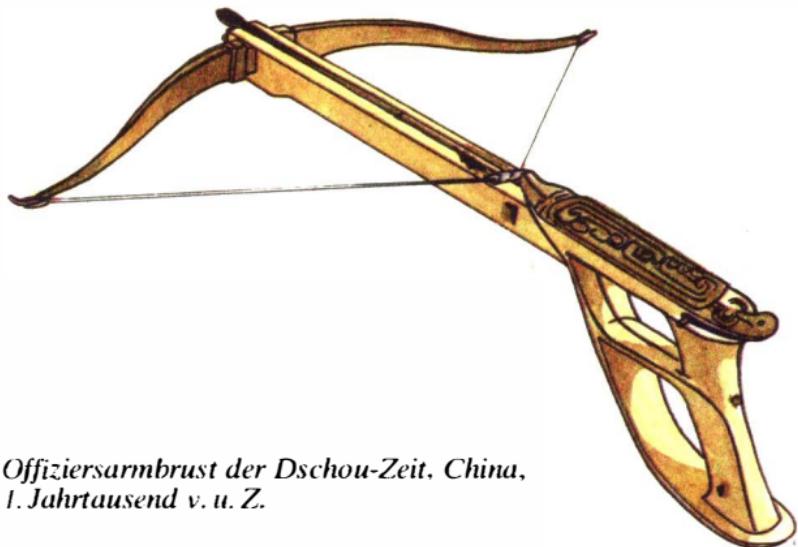
Eisen ist nach derzeitigem Wissen erstmals im 3. Jahrtausend v. u. Z. verarbeitet worden und blieb bis nach 1500 v. u. Z. ein selenes Metall. Die Entwicklung der Stahltechnik ließ die »Eisenzeit« möglich werden, da gestähltes Eisen für die Herstellung von Geräten und Waffen geeigneter ist als Bronze. Trotzdem verbreitete sich seine Kenntnis nur langsam über Eurasien und Afrika. Es wurde vor allem geschmiedet. Meister des Gußwerkes waren die Chinesen, die sich seit dem 6. Jahrhundert v. u. Z. an große Eisengüsse wagten. Eines der bedeutendsten alten Gußwerke ist ein 6,5 m hoher und 6 m langer Löwe aus dem Gebiet von Tsangchow. Er ist im Jahre 954 u. Z. gegossen worden.

»Spezialitäten« aus aller Welt

Strittig ist noch die Priorität der Erfindung der Kanone, die sich im 14. Jahrhundert in Europa durchsetzte. Eine chinesische Quelle aus dem Jahre 1581 beschreibt eine Eisenkanone, die 1232 von den Kin gegen die angreifenden Mongolen eingesetzt worden sein soll. Sicher ist, daß die Kin Minen und Raketen verwandten. Selbst Seeminen gab es damals schon.

Auch in Europa benutzte man bereits im 13. Jahrhundert vereinzelt Raketen, die wohl von den Mongolen übernommen worden waren. Aber sie setzten sich nicht durch. In Indien hingegen bevorzugte man bis zum Einfall der Briten derartige Geschosse. Europäische Heere führten noch im 17. Jahrhundert Bögen mit sich, so die Briten 1627, deren Bogenschützen an die 15 Pfeile in der Minute verschossen. Die berühmten Schweden Gustav Adolfs kamen 1625 auf siebenmaliges Gewehrfeuer der Infanterie in der ganzen Schlacht.

Wiederum eine Spezialität Chinas waren die Armbrüste, die die Infanterie bereits vor 2000 Jahren der Nomadenkavallerie mit ihren Bögen gewachsen sein ließen. Es gab verschiedene Größen, je nach Waffengattungen,



Offiziersarmbrust der Dschou-Zeit, China,
1. Jahrtausend v. u. Z.

und schon vor 2500 Jahren *Pistolen* für Offiziere, handliche kleine *Armbrüste*, die einhändig im Nahkampf benutzt werden konnten. Echte *Feuerwaffen*, wie Brandpfeile und Brandtöpfe, entstanden vor 3000 bis 4000 Jahren. Von *Flammenwerfern* hören wir zum ersten Mal im 5. Jahrhundert v. u. Z. in Griechenland. Tausend Jahre später kam mit dem *griechischen Feuer*, einem Gemisch aus Erdöl, Schwefel und Kalk, das mit Brandtöpfen eingesetzt wurde, eine so schreckliche Waffe, daß erstmals deren internationale Achtung verlangt wurde. 941 siegte eine byzantinische Flotte von 15 Schiffen mit ihrer Hilfe über eine russische Armada von 1000 Kriegsschiffen. Wiederholt scheiterten arabische Flotten vor Byzanz an dem auch im Wasser brennenden Kampfstoff, dessen Kenntnis sich jedoch trotz aller byzantinischen Propaganda, es seien Dämonen im Spiel, bald über Eurasien verbreitete. Daher trugen arabische Feuerwerfer Asbestuniformen, ein deutliches Zeichen, daß diese Waffe für die eigenen Truppen nicht viel weniger gefährlich war als für die Feinde.

Erdöl und Bitumen gewannen die Mesopotamier bereits vor 4000 Jahren. Sie benutzten es auch im Bauwesen, Bitumen beispielsweise zum Abdichten der Wasserleitungen. Die größten technischen Leistungen im Erdölabbau vollbrachten die Chinesen schon vor 2000 Jahren. Bohrungen erreichten beträchtliche Tiefen (über 1000 m). Als Bohrgestänge, das mit einem Bronzebohrer versehen war,



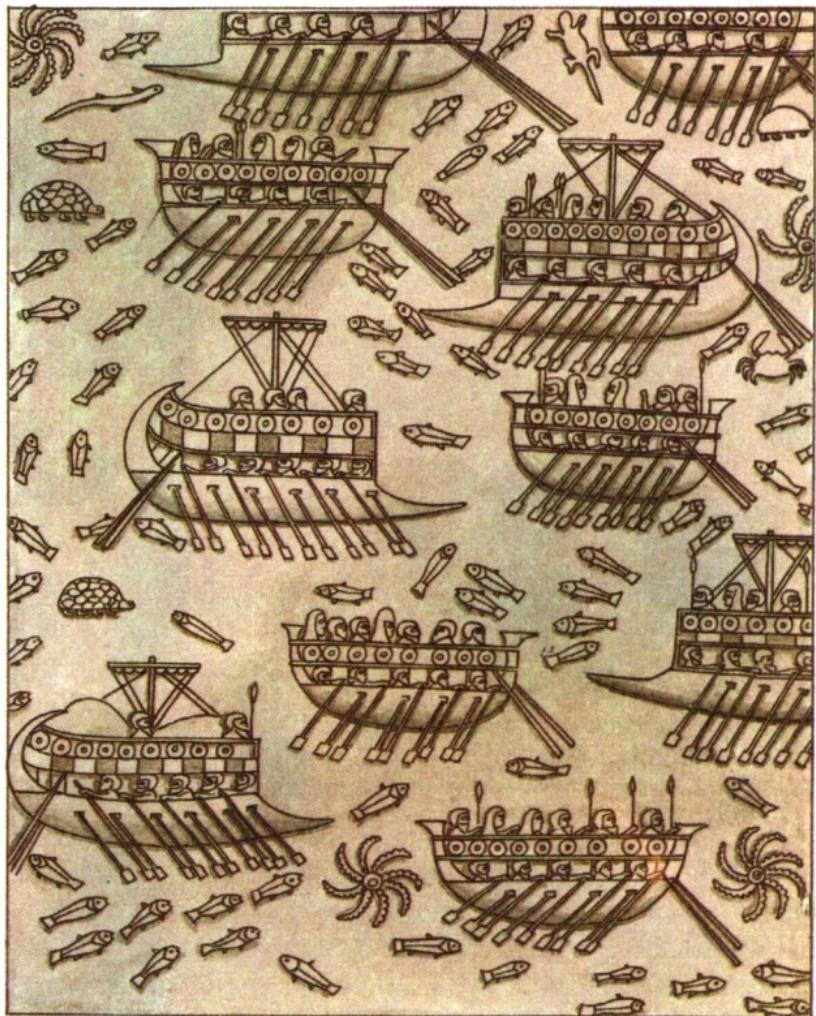
Feuerwerker in Asbestuniformen, ägyptische Miniatur des 15. Jahrhunderts u. Z.



Der Pharos-Leuchtturm auf einer Münze des Kaisers Domitian

und als Rohrleitungen dienten Bambusrohre. (Nach dieser bis in unser Jahrhundert angewandten Technik entwickelten die Amerikaner die modernen Ölgestänge und Pipelines.) Das gewonnene Öl fand vorwiegend zur Heizung und Beleuchtung Verwendung, aber auch als gefährliche Brandwaffe, gegen die es damals wenig Schutzmittel gab. Eine chinesische Erfindung scheinen Kampfgase zu sein, die hauptsächlich im Seekrieg eingesetzt wurden.

Zu den Weltwundern der Antike gehörte auch der Leuchtturm von Alexandria. Das vermutlich einst 160 m hohe Bauwerk aus dem 3. Jahrhundert v. u. Z. erhob sich auf der kleinen Insel Pharos in der Einfahrt zum Zivilhafen der von Alexander dem Großen gegründeten Hafenstadt. Nach dem Vorbild der karthagischen und phönizischen Häfen waren Kriegs- und Handelshafen voneinander getrennt und gut ausgebaut. Das Leuchtfeuer soll 50 bis 60 km weit zu sehen gewesen sein. Reste des Turmes sind auf und vor der Insel gefunden worden.



Phönizische Schiffe auf assyrischen Reliefs des 8. Jahrhunderts v. u. Z.

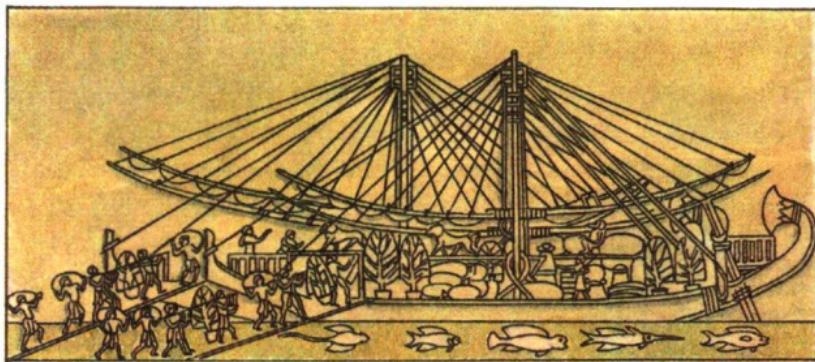
Feuer sind als Nachrichtenmittel schon weit früher benutzt worden. So berichten bereits die Texte des Mari-Staates am Euphrat aus dem frühen 2. Jahrtausend v. u. Z. von Leuchtfeuersignalen, die Einfälle räuberischer Nomaden meldeten. Noch älter ist der älteste bisher gefundene planmäßig angelegte Hafen Lothal an der Küste Indiens mit Schleusen, Kais und Zufahrtskanälen, Lagerhallen und einem gemauerten Hafenbecken von 210 m Länge und 37 m Breite. Von hier und anderen Häfen an der pa-

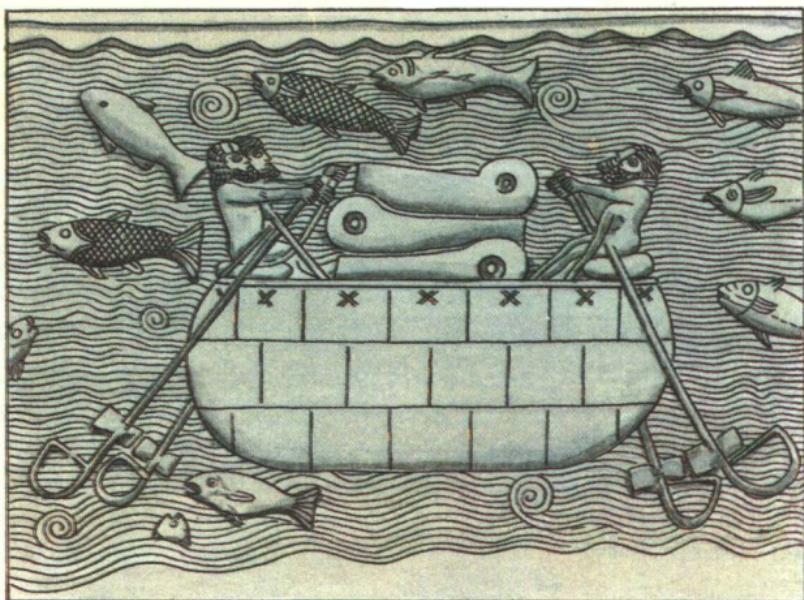
kistanischen und indischen Küste fuhren damals Segler nach Westen, bis zum Irak, wie auch irakische Schiffe zuvor schon das Rote Meer und damit Ägypten erreichten.

Allerdings waren es keine Schilf- oder Papyrusboote, sondern bereits im 3. und frühen 2. Jahrtausend v. u. Z. Segel- und Ruderschiffe aus Holz, die diese Entfernung bewältigten. Die Schiffsbaumeister Vorderasiens waren die Phönizier. Sie verfügten über hervorragendes Bauholz, die Zedern des Libanon, aus denen auch die Hochseeschiffe und viele Flusschiffe Ägyptens gebaut wurden. Die Pharaonen führten immer wieder Krieg, um die Zedernwälder zu erobern und auszoplündern. Verloren sie die Herrschaft über den Libanon, brach die Seefahrt Ägyptens zusammen, deren größte Leistungen die Expeditionen nach Punt waren, zur Eritrea-Küste.

Die Behauptungen Heyerdahls, Tausende Papyrus schiffe Ägyptens seien immer wieder ausgezogen – als Entdecker und Abenteurer – und hätten die Kulturen der Mittelmeerinseln begründet und schließlich wohl auch Amerika erreicht – zumindest sei dies technisch möglich gewesen –, sind jedoch unsinnig. Die Ägypter haben offensichtlich weder Sizilien noch Tunesien erreicht, von Spanien ganz zu schweigen. Auch in Amerika haben sich die alten Hochkulturen nicht dadurch entwickelt, daß irgendwelche sagenhaften Einwanderer oder zufällig Ankommende ihr höheres Wissen und Können ausgetragen haben.

Ägyptische Hochsee-Flotte im Roten Meer: Relief aus dem Tempel der Hatschepsut





Quffah. assyrisches Rundboot, auf einem Relief aus Ninive

hätten. Derartige pseudowissenschaftliche Lehren werden in Europa und Amerika leider seit langem verbreitet. Und was die wirklichen Leistungen beispielsweise des nicht-europäischen Schiffsbaus der Vergangenheit anbetrifft, so braucht man sich eigentlich nur an die meisterhaften Schiffsbauten der Chinesen zu erinnern, um zu erkennen, daß es in der Menschheitsgeschichte nirgendwo ein Privileg des einen oder anderen Volkes auf besondere technische Begabung gegeben hat. Chinesische Handwerker bauten im frühen 15. Jahrhundert u. Z. Hochseeschiffe von 150 m Länge und 60 m Breite, die bis nach Basra, Djiddah, zur Somaliküste, ja selbst bis nach Moçambique segelten. Chinesische Handelsschiffe luden damals bis zu 2500t Waren, die Karavellen der Portugiesen nur 200t. Nicht weniger bewundernswert sind Flussschiffe, die je nach den Bedingungen des Flusses konstruiert waren. So benutzt man auf dem reißenden, aber flachen Gebirgsfluß Ya Bambusflöße von 20 bis 40 cm Tiefgang, die bis zu 7 t Last transportierten.

Eine andere Lösung einer ähnlichen Aufgabe fanden die Assyrer. Der Tigris ist reißend, tief und voller Strudel, und so befuhrt man ihn bis zu Anfang unseres Jahrhunderts mit

kreisrunden Booten, die aus einer Art Korb mit Leder-verkleidung bestanden.

Die eigenartigsten Kriegsschiffe schufen die Koreaner, als sie 1592 und 1598 von Japan mit überlegenen Flotten angegriffen wurden. Nach älteren Vorbildern bauten sie

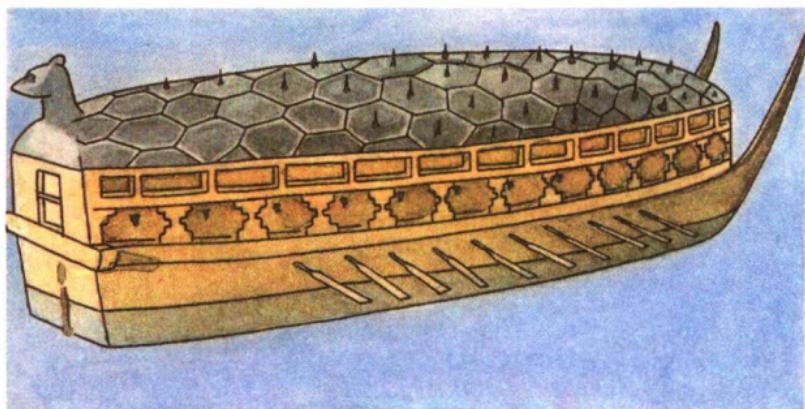
Minenleger, 16. Jahrhundert, China, nach einer Kopie von 1843



gepanzerte »Schildkröten«, die 10 m breit und etwa 35 m lang waren. Ein Panzerdeck wölbte sich über das Schiff, und nur zwei in der Schlacht einziehbare Masten erhoben sich darüber. Ruder bewegten das Schiff, das mit Gaswerfern und Schußwaffen bestückt war.

Auch Schiffstypen, die in der Regel für Erfindungen der letzten Jahrzehnte gehalten werden, wie z. B. Minenleger, gehen in Ostasien wenigstens bis ins 16. Jahrhundert zurück, in die Zeiten vor der europäischen Expansion, die so schön als »Zeit der Entdeckungen« bezeichnet wird und doch die Periode der Unterdrückung vieler Völker einleitete, in der so viele »Wunder« an Grausamkeit und Unmenschlichkeit geschahen. Man erinnere sich nur an die Ausrottung der Indianer Kubas, die Jahrhunderte der Sklaverei des »Schwarzen Mannes«, die Massaker in Indien oder die Verbrechen der »Opiumkriege«, um nur einige zu nennen. Ihnen sind viele Millionen Menschen zum Opfer gefallen. Sie wurden ermordet, erschlagen; sie fielen eingeschleppten Seuchen zum Opfer oder verhungerten. Mit ihnen gingen ungeheure Schätze menschlichen Denkens und menschlicher Erfindungskraft zugrunde. Und doch entstanden in dieser Zeit auch große Leistungen technischen Fortschritts, die Grundlagen der modernen Industrie, die Maschine, der Motor, die die Entwicklung der Menschheit schneller und weiter vorangetrieben haben als je zuvor.

Schildkröte. Panzerschiff der Koreaner, 16. Jahrhundert (Modell)



Ein »neuer« Mystizismus

Ein Schiff wird unsichtbar

Phantastische Berichte in Zeitschriften und Büchern behaupteten, fremde Astronauten hätten die Kulturen dieser Welt und sogar den Menschen hervorgebracht. Sie fanden ein unglaubliches Echo in vielen Ländern, da das Staunen die Leser überwältigte, die auf ganz neue Erkenntnisse zu stoßen meinten. Alles bisher von der Wissenschaft Gesagte schien in Frage gestellt zu sein. Da zudem mit Begriffen, wie Raumschiffe, Startrampen oder Raketen, operiert wurde, die dem Leser aus Tagesereignissen vertraut sind, die Legenden also in der Sprache der Techniker von heute gehalten wurden, glaubten viele, die Wahrheit vernommen zu haben, obgleich sie zumeist unverschämt belogen wurden.

Manche ließen sich auch vom Ruhm der Klassiker utopischer Literatur, z. B. Jules Vernes oder Stanisław Lems, dazu verführen, einer gewissen Literatur, die sich als »wissenschaftlich-phantastisch« ausgab und als modern angesehen werden wollte, den gleichen Wert wie den bekannten utopischen Darstellungen zuzusprechen. Aber gute utopische Literatur, zu der wir die Werke der Morus, Campanella, Fourier, Verne oder Lem rechnen, ist humanistisch, setzt sich für die Vervollkommnung des Menschen und seine soziale Befreiung ein, beschränkt sich nicht auf technische Phantasien. Sie lehrt nicht kosmische Weltkriege oder die Menschenvernichtung, wie das Buch »Krieg der Welten« des amerikanischen Schriftstellers Wells, dessen Radiofassung 1938 in New York eine Massenpanik auslöste.

Es geht hier aber nicht um gute oder schlechte Abenteuerromane, auch nicht um utopische Literatur überhaupt, ja nicht einmal um ein bestimmtes Genre der Literatur, sondern um Werke, die als allgemeinverständliche Darstellungen bisher verborgener neuartiger wissenschaftlicher Ergebnisse auftreten, als eine Art »Super«-Wissenschaft, die jedoch in Wirklichkeit Pseudowissen verbreiten. Werke dieser Art gibt es nicht nur zur Geschichte und Archäologie, sondern auch die Medizin, die Psychologie, die Biologie und Chemie und sogar die technischen Wissenschaften sind von derartigen Pestilzen betroffen worden. Gar nicht selten kommt es vor, daß sich sogar Universitätsprofessoren dazu hergeben, offenkundigen Unfug als Wissenschaft zu verbreiten. Ein berüchtigter Vertreter dieser Art ist ein Professor Dr. Bender von der Universität Freiburg (BRD), der das »Institut für Grenzgebiete der Psychologie« leitet. Er verbreitet unter anderem ernsthaft die Legende von einer »Durchdringung der Materie«. So sei ein Hammer aus einem Keller durch eine Reihe verschlossener Türen einem Klempner ins Kreuz geflogen – einem Mann, der unterdessen in einer Heilanstalt aufgenommen wurde. Der durch seine Märchen über das sogenannte Bermuda-Dreieck berüchtigte amerikanische Schriftsteller Charles Berlitz behauptet unter anderem, 1943 sei ein Zerstörer der amerikanischen Marine infolge eines starken Magnetfeldes von Philadelphia nach Norfolk in Virginia versetzt und dabei mit der ganzen Mannschaft unsichtbar gemacht worden. In seinem 1974 erschienenen Band »The Bermuda Triangle« behauptet er, daß in der heutigen Welt die Grenzen von Wissenschaft und Pseudowissenschaft »fließend« seien, da »Dinge, die einst für magisch ... gehalten wurden, nun von der Wissenschaft anerkannt« worden seien. Es gebe eben Dinge, die nicht logisch erklärbar seien, und das Bermuda-Dreieck stehe »vielleicht mit Mächten in Verbindung ..., von denen wir noch nichts (aber vielleicht doch bald etwas) wissen ...«

Was von den Geheimnissen des sogenannten Bermuda-Dreiecks zu halten ist, haben unlängst sowjetische Wissenschaftler, die mit dem Forschungsschiff »Akademik Wernadski« dieses Meeresgebiet untersuchten, deutlich

zum Ausdruck gebracht (vgl. Zeitschrift »Horizont« Nr. 43/1978, S. 24). So erklärte Dr. G. Neumin: »Ich glaube, daß die Legenden über das Dreieck eine willkommene Reklame sind, um neugierige Touristen auf die Bermudas zu locken ...«

Auf ähnliche Weise werden »geheimnisvolle Kräfte« fast in allen Lebensbereichen »aufgespürt«. Pseudomedizinische »Lehren« greifen unter anderem auf den mittelalterlichen Wahn der Teufels- und Dämonenaustreibungen zurück. Geisteskranke werden statt zum Arzt zum »Hexenbannmeister« oder zum Priester gebracht, und mehr als einer dieser Unglücklichen ging auch noch im 20. Jahrhundert unter Sprüchen elendiglich zugrunde. Etwa 6 000 Teufelsaustreibungen soll es jährlich allein in England geben, und auch aus der BRD gibt es in dieser Hinsicht Schauriges zu vermelden.

Eine prinzipielle Abrechnung mit derartigen Pseudowissenschaften bringt der sowjetische Wissenschaftler A. Kitaigorodski in seinem Buch: »Magie, Telepathie und allerlei Wunder« (Verlag Neues Leben, Berlin 1978) mit einer ganzen Reihe von Beispielen, so daß sich hier ein näheres Eingehen auf die literarischen Sumpfblüten jener Art erübrigt. Neben der Parapsychologie und der Magie behandelt Kitaigorodski auch die Pseudochemie, deren Einfluß auf den »Gang der einen oder anderen Wissenschaft« er als »nur« unerheblich bezeichnet. Hingegen war der Einfluß pseudowissenschaftlicher Lehren in der Biologie beträchtlich. Darum sei zitiert, was Kitaigorodski als Gesamteinschätzung zu beachten empfiehlt: »Es ist meine tiefe Überzeugung, daß der Unsinn riesigen Schaden anrichtet und daß seine Bekämpfung ein sehr wichtiger und notwendiger Faktor des Kampfes für ein glückliches Leben aller Menschen ist ... Deshalb muß man sich für rationale Auffassungen und für nüchternes Denken einsetzen, muß man den Wunderglauben zerstören und eine Einstellung verspotten, die Märchen als Realität nimmt ...«

Dies ist nicht nur im Bereich der Naturerkennnis erforderlich, sondern auch bei der wissenschaftlichen Erfassung der Gesellschaft sind die Forderungen Kitaigorodskis zu beherzigen. Denn über die Gesellschaft und ihre

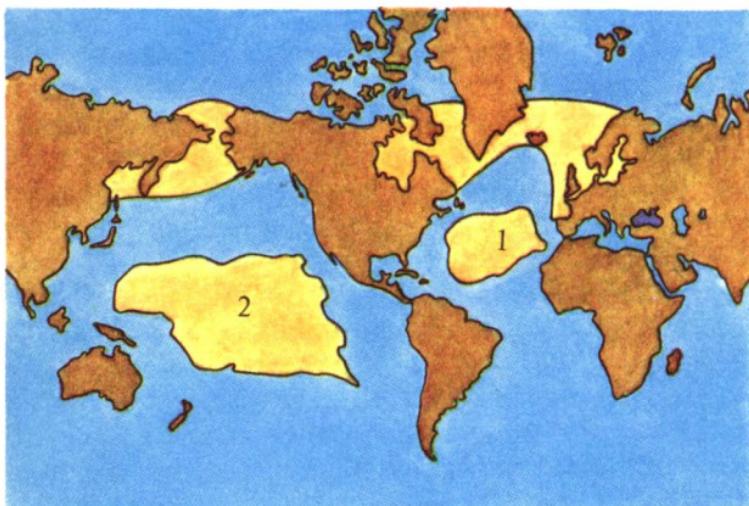
Geschichte gibt es eine Vielzahl von pseudowissenschaftlichen Lehren, die häufig rassistisch und aggressiv sind und abenteuerhaft zu wirken versuchen, damit sie »gekauft« werden. Was wird da nicht alles an Sensationen geboten?!

Irgendwo im fernen Weltall gäbe es eine spektakuläre Technik – gegen die Menschenwerk nur ein Spiel sei. Es werden scheinbare »Beweise« aufgetischt. Was sind schließlich selbst die »Wunder« der Bibel gegen die »Wunderwerke« dieser Technik? So wachsen diese Phantasmen in die Rolle einer Ersatzreligion hinein, der jedoch all jene Jahrtausendealten humanen Werte fehlen, die allen bisherigen Religionen eigen sind.

Lemuria oder das Land Mu

Überblickt man die Geschichte der letzten Jahrzehnte, so stellt man rasch fest, daß jede Krisenperiode des Kapitalismus *ihre* Formen des Mystizismus hatte. Sie können hier nicht alle genannt werden, doch seien einige Hauptlügen erwähnt.

Karte mit Atlantis (1) und Lemuria (Mu) (2) sowie den vermutlichen Landbrücken zwischen den heutigen Kontinenten nach Churchward



In den USA, um nur ein Beispiel zu nennen, blühten bereits in den zwanziger und dreißiger Jahren Rassenlegenden, die von sogenannten Anthroposophen, Freimaurer-Nachkömlingen und Rosenkreuzlern und schließlich von Faschisten verbreitet wurden. Russische Emigranten, wie die ehemalige Gräfin Blawatskaja, vereinigten sich mit »spinnenden« Yankees vom Schlag eines Churchward, die z. B. predigten, es sei alles erlogen, was die Wissenschaft über den Aufstieg der Menschheit aus eigener Kraft aus dem Tierreich, über den Weg von der Wildheit zur Zivilisation, erzähle. In Wahrheit gehe der Weg umgekehrt, aus der Zivilisation der weißen Gotteskinder sei durch Degeneration die Wildheit der Farbigen entstanden. Da dieser Unsinn auf keinem der vorhandenen Kontinente zu belegen war, verlagerte man die Geschichte auf zwei erfundene Kontinente, auf Lemuria oder Mu im Pazifik und Atlantis im Atlantik, auf denen die weiße Rasse so lange in göttlicher Vollkommenheit gelebt habe, wie sie die gottgegebene Klassenordnung – und Rassenreinheit! – bewahrt habe. Als sie diese verletzt habe, seien die Kontinente vor 10 bis 15 Jahrtausenden im Meer versunken – bis auf die Osterinsel, deren 600 bis 300 Jahre alte Tuffplastiken somit in den Ruf kamen, uralt zu sein und aus eisenharten Gesteinen zu bestehen. Ein Zitat aus einem Buch von James Churchward möge genügen. Er schrieb 1931 über Mu: »Der große Kontinent war erfüllt mit Freude und glücklichem Leben, von dem 64 Millionen Menschen erfüllt waren ... Die herrschende Rasse in dem Lande Mu war eine weiße Rasse, ausgezeichnet schöne Menschen mit heller, weißer oder olivfarbener Haut, großen, weichen, dunklen Augen ...« (zitiert nach R. Waughope: Lost tribes and sunken continents. Chicago-London 1962/ 1963, S. 42)

Vorläufer dieser pseudowissenschaftlichen Literatur, die ein Kind des Kapitalismus ist, war das von 1853 bis 1855 erschienene Werk »Versuch über die Ungleichheit der menschlichen Rassen« des Urfaschisten De Gobineau, der so zu einem der Begründer des Antisemitismus wurde. Dieser französische Graf stellte die Geschichte als Kampf angeblich minderwertiger Rassen – wie vor allem der Juden – gegen »edle« Rassen dar. Er mußte dabei natürlich

die Geschichte fälschen; und dieser Grundzug ist den meisten »Werken« dieser Literatur geblieben, sie sind rassistisch und falsch.

»Lemuria« war als Hypothese von dem Engländer Sclater postuliert worden, der die Evolution des Menschen in mehreren Etappen sich vollziehen ließ und für die Halbaffenphase eine historisch-geographische Grundlage suchte. Lemuria war demnach die »Wiege der Menschheit«. Über die Anthroposophen sank die einstige wissenschaftliche Hypothese in den Untergrund der mystifizierenden Afterliteratur.

Dem gleichen Schicksal verfiel Platons Atlantiserzählung. Diese Story beruht auf der erschröcklichen Geschichte vom Untergang eines Kontinents namens Atlantis, 9000 Jahre vor der Zeit, in der Plato (380 v. u. Z.) lebte, also vor 11400 Jahren (9000 plus 380 plus rund 2000).

Aristoteles war es, der noch im Jahrhundert des Platon schrieb: »Der Mann, der Atlantis träumte, ließ es auch wieder verschwinden.« Für die moderne Atlantislegende mißbrauchte man dieses schon damals reaktionär-politische Märchen Platons, das so wenig ein Geschichtsbericht ist wie Prus' »Pharao« oder die Oper Nabucco. Prus schildert im ägyptischen Gewand Polens Kampf um Selbstbehauptung, und die Juden der Verdi-Oper sind in Wahrheit die gegen die Österreicher rebellierenden Italiener; wie Prus oder Verdi schrieb Platon über *seine* Gegenwart, und sein »Atlantis«-Bild war seine reaktionäre Zielvorstellung für ein wieder vom Adel beherrschtes Athen.

Sherans Auge wacht

Nach dem zweiten Weltkrieg, als in den imperialistischen Ländern der offene Rassismus nach den Enthüllungen über die barbarischen faschistischen Vernichtungslager Auschwitz und Theresienstadt vorübergehend aus der »Mode« gekommen war, begann jene Etappe des Mystizismus, die ich als »technologische« Religion bezeichne und die bisher zwei Hauptphasen ausgebildet hat. Die erste, in den fünfziger Jahren aufgekommen, war die Zeit der »Ufos«, der »unbekannten fliegenden Objekte«, vulgär: der

»fliegenden Untertassen«, und die zweite, seit der Mitte der sechziger Jahre erreichte »höhere« Stufe, führt alle irdische Kultur auf derartige angebliche fremde Astronauten zurück.

Die Hysterie um die »fliegenden Untertassen« erreichte ihren ersten Höhepunkt während der Aggression gegen die Koreanische Volksdemokratische Republik und in der Zeit des »kalten Krieges«, als die Massen der kapitalistischen Staaten, von der zügellosen Kriegshetze der Reaktion eingeschüchtert, jeden Tag mit dem Ausbruch eines dritten Weltkrieges rechneten – und die Dulles und Konsorten die Welt auch mehrfach bis an den Rand einer Katastrophe trieben.

Im Jahre 1967 fand in Mainz ein Kongreß der »Ufo«-Forscher statt, bei dem man nach westdeutschen Zeitungsberichten erfahren konnte – so der Rheinische Merkur vom 10. November 1967 –, daß »Astra Sherans Auge über allem wache. Er sei der Kommandant der planetarischen Raumflotte, die mit zehn Millionen Flugobjekten in Erdnähe kreise und auf ihre diplomatische Anerkennung durch die Vereinten Nationen warte, um landen zu können.« Der Präsident des Kongresses verkündete (1967), daß auf der Rückseite des Mondes Luft und Wasser vorhanden seien, und der Referent der Tagung, Wilhelm Martin, nannte Einstein einen armen Irren.

Fachleute für Ufologie lehrten in den USA, so ein gewisser Adamski, der, 15 km vom Hale-Observatorium entfernt wohnend, über 500 Ufos gesehen haben will, während die Astronomen mit ihren Geräten kein einziges erblickten. Adamski wollte auch am 20. November 1952 in der kalifornischen Wüste Raumfahrzeuge vom Saturn und von der Venus gesehen und betreten haben – und die kapitalistische Presse verbreitete diesen Unsinn. Er sprach in Vorträgen vor mehr als 100 000 Amerikanern und im Fernsehen vor rund 38 Millionen Menschen.

Zu dieser Presse gehörte auch das BRD-Journal »Stern«, in dem Ende 1967 ein Interview mit einem Venusmenschen zu lesen war, der natürlich englisch sprach und einen Silberseidenanzug trug, an dem Diamantbohrer zersprangen, unter könne, in diesen eingehüllt, die heißesten Sterne betreten. Die »Bildzeitung« durfte in diesem Reigen nicht

fehlen. Sie berichtete am 5. November 1961 aus London, ein George King habe verkündet, Fischmenschen aus einem fernen Sternbild wollten die Erde erobern und die Menschen vernichten. Sie hätten bereits dreimal angegriffen und zuletzt einen Asteroiden von der Größe Englands auf die Erde geschleudert, doch hätten die durch Ufos mit King verbundenen Freunde vom Merkur diesen zerstört. Die Springersche Halb»Welt« brachte übrigens schon im Jahre 1950 einen dreizehnteiligen »Tatsachenbericht über das seltsamste Gegenwartsproblem der Menschheit«, die Ufos, an dem nur die Zeichensetzung richtig war. Die »Süddeutsche Zeitung« schrieb am 25. Oktober 1960 im Zusammenhang mit Ufos, »daß die Welt noch in der Sünde lebe, sei klar am Schiefstehen ihrer Achse zu erkennen«. Diese Zeitung amüsierte sich darüber und berichtete, daß die Venusbewohner »groß, blond und blauäugig« seien.

Hingegen unterstützten der extrem reaktionäre »Rheinische Merkur« am 1. November 1968 und der US-Senator Barry Goldwater diesen Unsinn. Die »Süddeutsche Zeitung« druckte am 12. Oktober 1968 einen Leserbrief ab, der unter anderem behauptete, daß »fast jeder Satellit, der in den Himmel geschickt werde, von Ufos begleitet wird. Dies hat auch Wernher von Braun bestätigt«. Es hatte keinerlei Erfolg, daß die Akademie der Wissenschaften der UdSSR die Ufos als »wissenschaftsfeindliche Sensation« brandmarkte (Prawda, 28. Februar 1968) oder Dr. Schäfer von der Landessternwarte Heidelberg im Oktober 1962 die »fliegenden Untertassenstories eine neue Form der Okkultkriminalität« nannte.

Es kam so weit, daß die US-Luftwaffe eine halbe Million Dollar für die Untersuchung dieser Märchen ausgab und damit erst recht dafür Reklame machte. Es blieb der Öffentlichkeit nahezu unbekannt, daß die Untersuchung von 10147 gemeldeten Ufo-Fällen 9501 eindeutig als Blitze, Ballone, Flugzeuge oder einfache Fälschungen erwies. Der Rest war so obskur, daß man nichts damit anfangen konnte. Trotz dieser Widerlegungen flackert der Ufo-Unfug immer wieder auf. Das Ufo-Story-Geschäft war und ist nun einmal zu gut.

Charakteristisch für das Wesen dieses Rummels ist eine

in der westdeutschen Zeitschrift »Zeit« am 10. November 1967 abgedruckte Erklärung des Ufologen Alfred Nathan, in der es heißt: »Der Tag wird kommen, da Religion und Wissenschaft eins sind.« Und dieser Tag kam – mit Erich von Dänikens »Erinnerungen an die Zukunft«.

Die einzige passable Erklärung für fliegende Untertassen fand m. E. der amerikanische Komiker Bob Hope: »Eine fliegende Untertasse wird einen erfahrenen Ehemann kaum erschüttern, denn für welchen Ehemann ist eine fliegende Untertasse wirklich etwas Neues?«

So amüsant auch Bob Hope die Sache abtat, so eindeutig ist die Aufgabe, der Zweck dieser Legenden. Es war die Zeit des »kalten Krieges«, in der den Menschen eingeredet werden sollte, daß sie von den »Russen« bedroht würden, die Helfer aber schon bereitstünden – die englisch redenden Venusier, blonde Recken aus dem Weltall.

Die Märchen über weltraumfahrende fremde Raumschiffe kamen nicht zufällig zu jener Zeit auf, als die Raumfahrt in das Stadium der Versuche gelangt war – der erste Sputnik stand bereits auf der Startrampe. Seither sind über 20 Jahre vergangen, und die ersten Raumschiffe erreichten den Mond, den Mars, den Merkur und die Venus. Die ersten Sonden verlassen unser Planetensystem und fliegen in den Raum hinaus. Im Umkreis der Erde hatte kein Sputnik oder Discoverer auch nur eine einzige fliegende Untertasse geortet¹. Derartige Sensationen blieben aus. Eine neue Legende sollte das Geschäft beleben. Die »Dänikenitis« kam auf mit den »Märchenbüchern« von Däniken, besonders mit seinen »Erinnerun-

¹ Im September 1979 berichtete die Presse über Experimente sowjetischer Geowissenschaftler des Instituts für Ozeanologie der Akademie für Wissenschaften der UdSSR, denen es gelang, auf der Grundlage exakter Berechnungen im Labor die Bedingungen zu simulieren, unter denen in der Atmosphäre scheibenförmige Gebilde turbulenter Luftmassen, mit Staub- und Wasserteilchen durchmischt, entstehen und eine bestimmte Zeit existieren. Derartige Turbulenzen können sich infolge der Inhomogenität und der unterschiedlichen Dichte der atmosphärischen Schichten vor allem an der Windseite niedriger Berggrücken bilden. Daß sie in letzter Zeit häufiger als früher aufzutreten scheinen, wird der zunehmenden Luftverschmutzung zugeschrieben. Das Rätsel der »fliegenden Untertassen« hätte auf diese Weise eine plausible Erklärung gefunden. Ob aber die Ufo-Enthusiasten, die ja Gläubige sind, wissenschaftliche Fakten überhaupt zur Kenntnis nehmen wollen, ist sehr fraglich.

gen an die Zukunft« und mit den Versuchen westlicher Publikationsorgane, Däniken mit Schliemann gleichzusetzen und den Lesern zu suggerieren, daß die heutige Archäologie einer Reformation bedürfe.

Erinnerungen an die Wirklichkeit

Mit dieser »Korrektur« des Dänikenschen Buchtitels (»Erinnerungen an die Zukunft«) trat bereits 1969 G. Gadow, damals noch Schüler eines Westberliner Gymnasiums, dem Däniken-Wahn, der Tatsachenfeindlichkeit, der Irrationalität und der Intoleranz einer »besserwissenschaftlichen Besessenheit« entgegen. Auch er kam zu der Erkenntnis, daß hier eine Pseudoreligion im Entstehen ist, eine »technisch-phantastische« Ideologie, bar jeder humanistischen Werte traditioneller Religionen. Das Schema ist an sich einfach.

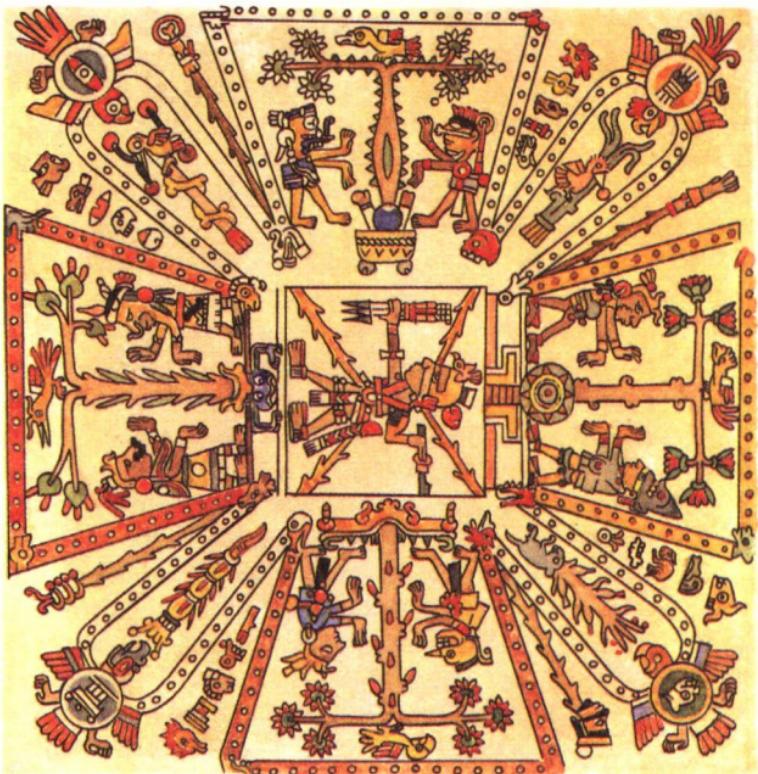
Die grundlegende Legende ist eine Umkehrung der Raumfahrt und ihrer Ergebnisse sowie ihre Überhöhung in das Nicht-Nachweisbare und Märchenhafte. Von fernen Sternen oder gar aus fremden Galaxien seien in der Vergangenheit immer wieder fremde – natürlich hellhäutige und blonde – Raumfahrer auf die Erde gekommen. Sie hätten den Menschen geschaffen – wobei Däniken dafür mit zwei völlig entgegengesetzten Legenden aufwartet – und ihm einen genetischen Code eingegeben, demzufolge der Mensch sich nach dem Bild und Plan der Astronauten bis heute entwickelt habe und nun – in Gestalt Dänikens – sich an die einstigen Vorgänge »erinnere« und damit seine in den Sternen liegende Zukunft erkenne. Daher hieß Dänikens erstes Buch »Erinnerungen an die Zukunft«, das zweite dann »Zurück zu den Sternen«. Aus diesem Grunde behauptet er auch in seinem dritten Machwerk, er habe in Ekuadors Höhlen eine goldene Bibliothek gesehen, deren »Weisheit« sich ihm offenbart, aus der er sein »Wissen« erlangt habe. Er mußte später zugeben, nie in jener Gegend Südamerikas gewesen zu sein. Aber er bleibt bei seiner Höhlenlüge. Und von dieser »Position« aus gehen Däniken und seinesgleichen ja dann auch mit Fakten und wissenschaftlichen Erkenntnissen um!

Aber nicht die vielen einzelnen mehr oder weniger schlecht erfundenen Märchen bilden den Kern der Geschichte, sondern die »Lehre«, der Mensch sei nichts anderes als ein manipulierter Großaffe und alle Kultur ein Ergebnis fremder Mächte. Däniken wird zum Propheten einer reaktionären, ja faschistischen Ideologie mit Massenwirkung, und deshalb ist er leider ernst zu nehmen. Gewiß werden viele Däniken-Anhänger den faschistischen Grundcharakter seiner Lehren empört zu bestreiten suchen. Daher sei eine bezeichnende Passage zitiert (Erinnerungen an die Zukunft. München 1972, S. 49): »Stellt sich hier nicht ernsthaft die Frage, ob die menschliche Rasse nicht ein Akt gewollter ›Züchtung‹ fremder Wesen aus dem Weltall ist? Was sonst kann die immer wiederkehrende Befruchtung der Menschheit durch Riesen und Himmelssöhne mit der darauf folgenden Ausrottung mißlungener Exemplare für einen Sinn haben? In solcher Sicht wird die Sintflut zu einem vorausgeplanten Projekt angelanger unbekannter Wesen mit dem Ziel, die menschliche Rasse bis auf wenige edle Ausnahmen zu vernichten.«

– Wie weit ist diese Denkweise eigentlich noch von der entfernt, die zur »Ausrottung minderwertiger Rassen« in

Ausschnitt aus einem altmexikanischen Kalender, dem Codex Cospi; rechts Götterszene, links Datenangaben: vorkolumbianisches Mexiko. Die blühende Phantasie der altindianischen Völker stattete Krieger und Götter mit phantastievollen Kostümen aus, in denen heute auch nur unwissende Phantasten Kosmonautenschutzanzüge schen können.





Die Weltgegenden: aus dem mittelamerikanischen Kodex Fejervary-Mayer 1. Für die präkolumbianischen Mittelamerikaner war die Maisstaude Hauptnahrungsmittel, und sie wurde zum heiligen Symbol, das in der Darstellung manchen an ein christliches Kreuz, Herrn Däniken an eine Rakete erinnerte.

Auschwitz und anderen faschistischen Konzentrationslagern, zur Vernichtung »lebensunwerten Lebens« führte, wie es im Sprachgebrauch der Hitler-Faschisten hieß?

Diese Lehre widerlegt man nicht, wenn man das einzelne Märchen ad absurdum führt. Man muß ihren »Kern« bloßlegen! Wir haben es hier mit einer Auffassung zu tun, die den Menschen als Produkt und Werkzeug anderer, höherer Wesen ausgibt. Freilich, sie läßt ihre Götter nicht mehr wie vor Jahrtausenden aus einem brennenden Dornbusch reden wie Jahwe oder als Stier Frauen betrügen wie Zeus oder sich am Met berauschen wie Wodan, sondern umgibt sich mit einer viel moderneren Dekoration. Wem imponiert

heute schon noch ein Mann, der – wie Jesus – auf dem Wasser wandelt? Was ist ein Engel gegen ein Raumschiff? Wer heute, im Zeitalter der Weltraumfahrt und der Elektronik, noch Religionen gründen will, muß seinen Göttern Superraumschiffe und Übertechniken zur Verfügung stellen. So geschah es denn auch. In den Büchern Dänikens verfügen die Astronauten seit Jahrzehntausenden über eine Raumfahrttechnik, die es ihnen gestattet, sozusagen jeden Sonntagnachmittag auf die Erde zu kommen, eine Technik, deren Voraussetzungen wir heute nicht einmal spekulativ zu erfassen vermögen. Wie ist es möglich, daß so etwas geglaubt und fanatisch bekannt wird? Dabei ist Däniken nicht einmal eine Einzelerscheinung im kapitalistischen Buchgeschäft. Es gibt eine ganze Reihe mehr oder weniger geschickter Schreiber, denen ein hohes Honorar für ein erlogen Buch wichtiger ist als die Wahrheit. In ihrem Bestreben, sich um Fakten und wissenschaftliche Erkenntnis herumzumogeln, sind sie eigentlich nicht einmal sonderlich erfindungsreich. Der eine schreibt vom anderen ab; nur in der Unverschämtheit der Lügen übertreffen sie einander. Die Grundprinzipien sind dabei einfach:

1. Sie geben ihr »Wissen« – eigentlich ihr Unwissen – als neue Erkenntnis aus, die von der »engstirnigen Berufswissenschaft« verleugnet oder der Öffentlichkeit vorenthalten werde.
2. Sie leugnen die Grundzüge des historischen Fortschritts oder reduzieren sie auf rein technische Mittel.
3. Die »Weißen« erscheinen als »Kulturträger«, während die Andersrassigen in der Regel als primitiv und beschränkt dargestellt werden, denen erst »höhere Wesen« zu Wissen und Können verhalfen.

Auch E. v. Däniken hat relativ wenig selbst erdacht, dafür aber in skrupelloser und z. T. irrer Weise einen völlig unentwirrbaren Unsinn zusammengeschrieben, aus dem er ein ungeheures Geschäft gemacht hat. Nahezu 30 Millionen seiner Bücher sind bis heute verkauft.

»Folglich muß doch etwas dran sein!«

Es sei mir gestattet, aus einem Brief von fünf jungen Technikern aus Schwarzheide zu zitieren, den mir die Betreffenden am 24. Juni 1973 geschrieben haben. Darin heißt es: »Wir sind nicht der Meinung, daß der Film (gemeint ist der nach dem Buch »Erinnerungen an die Zukunft« gedrehte Streifen, d. Vf.) eine neue Ersatzreligion im Sinne Erich von Dänikens predigt, sondern wir meinen im Gegenteil, daß durch diesen Film ein Mythos zerstört wird, indem der Film versucht, den Götterglauben der Menschheit auf eine materialistische Basis zurückzuführen und damit die Richtigkeit unserer atheistischen Weltanschauung nur unterstützt.«

Da diese jungen Wissenschaftler ihren Brief ernst meinten, bleibt zu prüfen, wie diese ehrlichen Anhänger des Fortschritts, die zwischen den Büchern Dänikens und dem Film unterschieden wissen wollten, auf diesen Unfug gekommen sind. Sie konnten ja damals auch noch nicht wissen, daß ihr Idol ihnen im Buch »Aussaat und Kosmos« (erschienen 1975) auf S. 178/179 selbst die Antwort geben würde: Die »körperliche Urkraft, bestimmender Urbefehl« sei das »Phänomen Es«, das »beschlossen (habe), sich in Materie umzuwandeln«; dieses »Es« sei die »Kraft«, die »wir behelfsweise Gott nennen«. — Ein schöner Atheismus!

Ufo-Phantastereien und ähnliche Geschichten finden unter Jugendlichen zahlreiche Anhänger, die vieles ja zunächst nur emotional aufnehmen und nicht immer in der Lage sind, ihre Lektüre kritisch einzuschätzen. So ist es nicht erstaunlich, daß sich im Laufe der Jahre viele dieser Legenden in den Köpfen verwirrter Jugendlicher zusammenschieben. In einem Brief von »sechs eifrigeren Völkerkundlern aus Dresden« vom 15. Mai 1968 an den Verfasser heißt es: »Am Ende seines (d. h. meines) Artikels steht ein Satz, mit dem er im großen und ganzen die bis jetzt bei uns erschienenen Artikel über Atlantis als Unsinn abtut. Es sei nur daran erinnert, daß vor etwa zehn Jahren die ›fliegenden Untertassen‹ ein viel diskutiertes Thema waren. Damals hieß es z. B. in der Westpresse: ›Fliegende Untertassen über Rio de Janeiro‹, ›Ufos über den Rocky

Mountains«. Es wurde allgemein als Machwerk findiger Reporter betrachtet. Im vorigen Jahr gründete man in der UdSSR eine ›Gesellschaft zur Erforschung unbekannter Flugobjekte‹. Folglich muß doch etwas daran sein.« – Mit diesen Sätzen kommen wir zu einem weiteren Grundzug dieser »modernen« technologischen Religion; sie gibt sich als von der sowjetischen Wissenschaft akzeptiert aus und ist damit in besonders bösartiger Weise antisowjetisch. Auch die Propagandisten der Parapsychologie behaupten immer wieder, in der UdSSR sei *ihre* »Wissenschaft« erfolgreich angewandt und entwickelt worden. Dazu ist zunächst einmal grundsätzlich zu sagen: Dieses an eine religiöse Mystifikation erinnernde Verhältnis zu phantastischen Publikationen über angebliche wissenschaftliche Erkenntnisse auf dem Gebiet der Parapsychologie oder entsprechende Forschungsvorhaben tritt eigenartigerweise nur bei Phantasten auf, bei Leuten, die weder Wissenschaftler sind noch internationale wissenschaftliche Publikationen im Original lesen. Gelegentlich kommt es auch zu mißverständlicher oder oberflächlicher Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse durch Journalisten oder zu phantasievollen Darstellungen durch den einen oder anderen Wissenschaftler, der irgendeine Modellvorstellung auf anschauliche Weise diskutiert. Und hat nicht jeder Wissenschaftler das Recht, auch einmal einen Irrtum zu begehen? Wer *eine* Meinung eines Wissenschaftlers zitiert, zitiert noch nicht *die* Wissenschaft. Sie entwickelt sich im Streit der Meinungen als ein breiter Strom, der auch manches »trübe Wässerchen« ohne weiteres verkraftet. Nur muß man das »Wässerchen« nicht für den Strom halten!

Der Dänen-Film »Erinnerungen an die Zukunft« berief sich auf Bürger der UdSSR, Kasanzew und Saizew, die als Autoritäten der Astronomie und der Altertums-wissenschaften ausgegeben wurden. Dabei wurde nicht mit Akademietiteln und einprägsamen Fotos gezeigt. So erschien Saizew vor dem Hintergrund einer Sternwarte als Astronom und Kasanzew mit einer japanischen Terrakotta als Archäologe, nur war und ist Kasanzew kein Archäologe, sondern er arbeitet als utopischer Schriftsteller, der wie andere Phantasten an seine eigenen Erfindungen

glaubt, während Saizew Serbischlehrer in Leningrad war. Da international kein ernsthafter Wissenschaftler Dänenken ernst nahm, wirkte die Berufung auf zwei sogar im Film auftretende Sowjetbürger als Verächtlichmachung der UdSSR, deren Wissenschaftler solchen Unsinn nicht nur widerspruchslos hinnahmen, sondern angeblich selbst verbreiteten. Allerdings ließ das Gerede rasch nach, nachdem allein in der Zeitschrift »Nauka i Shizn«, Nr. 7, 1973, sechzehn sowjetische Wissenschaftler diesen Film und seine Legenden scharf verurteilt hatten.

Es gibt offensichtlich überall in der Welt Phantasten und auch manche Journalisten, die sensationell klingende Mitteilungen nicht nur kritiklos nachplappern, sondern mangels Sachverstand sogar drucken lassen. So heißt es in dem Beitrag »Parapsychologie – Fiktion oder Realität«, geschrieben von Sintschenko-Leontjew u. a., in der Zeitschrift »Sowjetwissenschaft« (Nr. 1, 1974, 55 ff.) über Publikationen zur Parapsychologie: »Sehr viele Publikationen stammen von Journalisten, welche bisweilen mit ihrem Hang zu Übertreibungen und Sensationen sich andeutungsweise zeigende positive Resultate von Experimenten als zuverlässig ausgeben. Die Zahl derartiger Publikationen ist sehr hoch... Kritische Stellungnahmen von Spezialisten werden in der Regel nicht publiziert.« – Das sagt eigentlich genug, aber auch in Hinsicht auf einen angeblichen Kontakt außerirdischer Zivilisationen mit der Erde neigen manche Journalisten zu übertriebenem Optimismus und übernehmen dummes Gerede, das uns dann blindlings Gläubige als letztes Ergebnis der Wissenschaft auftischen. Soll man darüber immer nur lächeln und zur Tagesordnung übergehen? Doch ganz so spaßig sind viele der sensationell aufgebauten Darstellungen geschichtlicher Vorgänge nicht. Hier handelt es sich nämlich, unverkennbar für den, der ideologische Erscheinungen richtig zu beurteilen vermag, um ein gesellschaftliches Phänomen. Auf dem Boden der in permanenter Krise befindlichen imperialistischen Gesellschaft hat sich eine üppig wuchernde Trivialliteratur entwickelt, die einem sozial und ideologisch verunsicherten breiten Publikum mit Hilfe phantastischer und betrügerischer Geschichtsspekulationen ein scheinbar neues, wegweisendes, von kulturellen

und wissenschaftlichen Ansprüchen getragenes »Weltverständnis« anbietet. Tatsächlich verbirgt sich dahinter, gepaart mit nur schlecht verhohlener Wissenschaftsfeindlichkeit, ein Komplex antihumanistischen Gedankenguts mit rassistischen, kolonialistischen und faschistoiden Aspekten. Durch Fernsehen und Film verstärkt, flutet diese Welle auf verschiedenen Kanälen auch in sozialistische Länder herein und findet hier vereinzelt Nachahmer und allzu viele Gläubige.

Die Karte des Piri Reis

Da wird eine Landkarte gezeigt, Teil einer Weltkarte mit der Antarktis und Südamerika, und behauptet, sie sei von einem türkischen Admiral namens Piri Reis aus dem Orient mitgebracht worden und jahrtausendealt. Sie sei nur zu erklären, wenn sie von einem Raumschiff aus gezeichnet worden sei, das über Kairo gestanden habe. Daß dies schon Unsinn ist, liegt auf der Hand, denn man kann so hoch, wie man will, über Kairo stehen und wird doch nie die Antarktis zu sehen bekommen, nicht einmal das Südende Amerikas. Tatsächlich stellte es sich heraus, daß diese Karte eine Fälschung war. Es gab wirklich einen Piri Reis (s. unter anderem E. Oberhummer: Eine türkische Karte zur Entdeckung Amerikas. In: Anzeiger der Akademie der Wissenschaften, Wien, 68. Jahrgang, 1931, Wien 1932, S. 99–112), der aber die unter seinem Namen laufenden Karten selbst gezeichnet und nie behauptet hat, alte Karten aus dem Orient mitgebracht zu haben. Seine Karten bilden ein Segelhandbuch für osmanische Kapitäne und sind nach italienischen Vorbildern gezeichnet. Darauf hinausgehend gibt es ein 1929 in Istanbul entdecktes Bruchstück einer Weltkarte, über das seither Serien von Märchen verbreitet werden wie die auch in Dänikens Buch aufgewärmte Behauptung, auf der Karte seien nicht nur die Antarktis, sondern auch Angaben über die Bergketten dieses Erdteils eingetragen. In Wahrheit steht dort aber: »Diese Gegend ist unbewohnt. Alles ist öde, und es soll hier riesige Schlangen geben. Aus diesem Grund sollen auch die

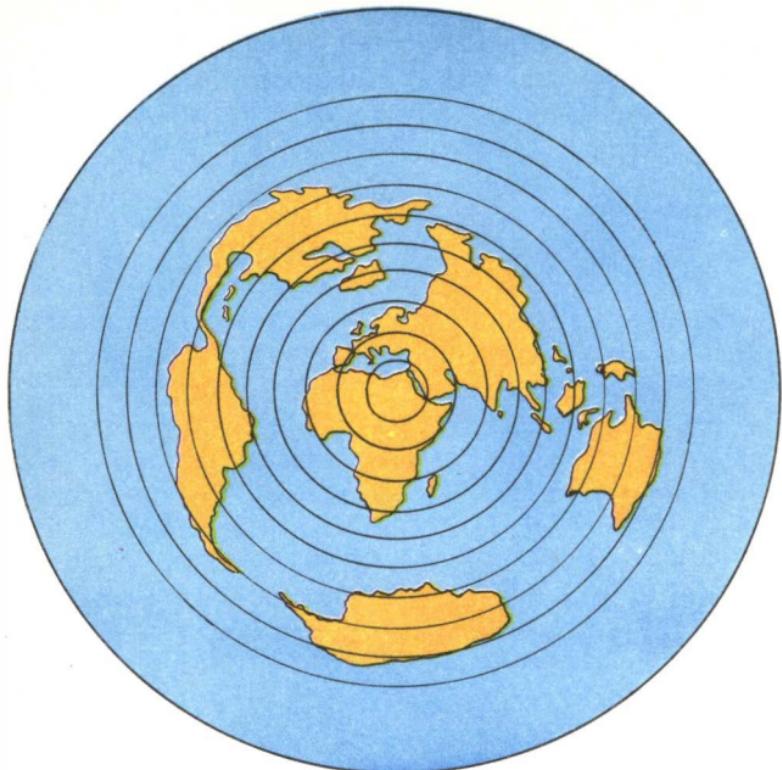


Die echte Piri-Reis-Karte

portugiesischen Ungläubigen an dieser Küste nicht an Land gegangen sein, und diese (Küsten) sollen auch sehr heiß sein« (s. Y. Akçura: Die Karte des Piri Re'is. In: Türk Tarihi Araştırma kurumu Yayınlarından, Br. 1, Istanbul 1935, S. 7–11, S. 10).

Eine schöne Antarktis! Und ein weiteres Beispiel für die »Zuverlässigkeit« Erich von Dänikens: Es ließ sich auch nachweisen, woher er die im Film gezeigte Karte hatte, die mit den Piri-Reis-Karten aber auch gar nichts zu tun hat. Amüsanterweise kann man die weitere Entwicklung seiner aus Charroux' Büchern abgeschriebenen Kartenstory in seinen Machwerken verfolgen. In dem Buch «Erinnerungen an die Zukunft» zeigt Däniken eine von ihm selbst noch als US-Air-Force-Karte bezeichnete Projektionszeichnung mit dem Zentrum Kairo und vergleicht damit die Piri-Reis-Karte. Wenige Monate nach der ersten Auflage des Buches erschien ein Artikel Dänikens im »Stern« mit der gleichen Karte, die nun bereits als jahrtausendealtes Werk fremder Astronauten ausgegeben wurde, und danach wurde jene famose Filmkarte neu gezeichnet. Und das 1929 aufgefundene Kartenfragment, die Weltkarte des Türken? Piri Reis hat eigenen Angaben nach eine Karte des Kolumbus vorliegen gehabt und danach die Ostküste Amerikas – allerdings sehr ungenau – eingezeichnet. So ist Kuba als Teil des Festlandes eingetragen, und Haïti ist eine lange Insel in Nord-Süd-Erstreckung. Es fehlt auf dieser Karte aus dem Jahre 1513 auch jede Andeutung einer Westküste und des Pazifiks. Statt der Südspitze Südamerikas, zu der die Küste nach Südwesten läuft, geht die »Küste« südlich vom Rio de la Plata nach Osten und bildet die angebliche Antarktis mit jener oben zitierten Angabe über die Hitze und die Schlangen – aus der verschiedene Phantasten die genauen Höhenangaben der Gebirge auf der Antarktis gemacht haben.

Dieser »Süd«kontinent auf der Piri-Reis-Karte hat aber nichts mit der Antarktis zu tun, sondern ist jenes fabelhafte Südländ, das seit dem Mittelalter als Analogie zu Eurasien auf der Südhalbkugel gesucht wurde. In Europa galt bis ins 15. Jahrhundert der Indische Ozean als Binnenmeer, das im Süden ein von Afrika nach Osten gehender Kontinent abriegele. Noch die Seefahrer der »Entdeckungszeit«



Sensationshascherei durch Dummengang. Die angebliche Piri-Reis-Karte Dänikens erwies sich eindeutig als Karte der United States Air Force aus dem zweiten Weltkrieg. Ein erster Kommentar der BRD-Illustrierten »stern« zu diesem Falschmünzertrick: »Unzweifelhaft sind diese Karten vor Jahrtausenden mit modernen technischen Mitteln und aus großen Höhen hergestellt worden.« (Zeichnung nach einer Abbildung der US-Karte)

suchten die »terra australis«, das »Südland«, dessen Namen heute Australien trägt.

Auch das Fehlen der Westküste und das »überlange« Haïti auf der Reis-Karte sind leicht erklärbar. Kolumbus glaubte, an der Ostküste Asiens gelandet zu sein und hielt Haïti für Japan, und seine (im Original verlorene) Karte muß der Reis-Karte entsprochen haben, die daher für uns von historischem Interesse ist, nicht aber jene albernen »Lehren«, die sie als »Kopie eines griechischen Originals aus der Bibliothek des antiken Alexandria« und als Erzeugnis einer »Superwissenschaft« ausgeben.

Wie einer zu »espern« vermag

Herr von Däniken war so offenherzig, seine »Erkenntnisquellen« einmal selbst darzulegen. Am 19. März 1973 druckte der »Spiegel« (S. 148) folgendes Interview ab, das allein ausreichen müßte, um über Herrn von Däniken in Zukunft den Mantel des Schweigens zu breiten:

»Spiegel: ›Herr von Däniken, wie sind Sie eigentlich zu ihren Erkenntnissen über die Astronauten gelangt?‹

Von Däniken: ›Auf jeden Fall hat Phantasie damit zu tun.‹

Spiegel: ›Hängt das auch mit jenem privaten Erkenntnis-Vorgang zusammen, den Sie ESP oder *Espern* genannt haben? Was heißt das eigentlich, ESP?‹

Von Däniken: ›Das kommt aus dem Amerikanischen und ist die Abkürzung für außersinnliche Wahrnehmung. Aber das gehört sozusagen zu meinem leiblichen Intimbereich. Dies ist etwas, worüber ich nicht sprechen möchte.‹

Spiegel: ›ESP oder ASW ist also eine wesentliche Quelle Ihrer Erkenntnisse?‹

Von Däniken: ›Eine Quelle, die mich zur definitiven Überzeugung brachte, daß die Erde Besuch von außerirdischen Astronauten hatte. Ich weiß es. Und ich weiß, daß in naher Zukunft ein Ereignis eintreten wird, das beweist, daß ich recht habe.‹

Spiegel: ›Können Sie Ihre ESP-Erlebnisse näher beschreiben?‹

Von Däniken: ›Man macht eine Art Zeitreise. Ich trete dabei aus der Zeit heraus. So stehe ich außerhalb der Zeit und sehe alles gleichzeitig, das Vergangene, das Gegenwärtige und das Zukünftige. Ich führe Gespräche.‹«

Wie man sieht, sind die Märchenerzähler vom »Bermuda-Dreieck« reine Waisenknaben gegen einen Herrn von Däniken. Dort soll nur einmal ein Flugzeug für zehn Minuten außerhalb der Zeit gewesen sein – Herr von Däniken macht das sozusagen jeden Sonntagabend. Die Ergebnisse sind denn auch welterschütternd. In Dänikens Buch »Aussaat und Kosmos« passiert nach dem »Spiegel« folgendes (S. 145):

»Auf knapp zwölf Seiten schildert Däniken in dem 288-Seiten-Werk seine angebliche Höhlenfahrt durch den

geheimen Eingang am Santiago-Fluß in der Provinz Morona Santiago, im Dreieck Gualaquiza-San Antonio-Yaupi, am Osthang der Cordilleras de los Andes:

An Seilzügen ging es in die Tiefe. Als er angelangt war, blitzten ›Helmscheinwerfer und Taschenlampen‹ auf. Ein ›großes Glücksgefühl‹ überwältigte ihn. Dann wieder glaubte er sich ›von etwas Unheimlichem beobachtet‹. Schließlich wurde er, wie er gesteht, von Gelächter geschüttelt.

Er sah Gold, einen ganzen Zoo goldener Tiere: Saurier, Elefanten, Kamele, Bären, Affen, Schnecken und Krebse. Er sah in einem ›namenlosen Saal‹, der so groß war wie drei Fußballfelder, ›Tisch und sieben Stühle‹, und er sah ›die Bibliothek, vor vielen tausend Jahren geschrieben‹, die ›Bibliotheca metallica‹ ...«

In dieser »Bibliothek«, davon ist Däniken überzeugt, haben Besucher von anderen Sternen vor vielen tausend Jahren den »kosmischen Plan«, den wirklichen Schöpfungsbericht, hinterlassen. Hier könnte, meinte er, der Schlüssel liegen für das Entstehen der menschlichen Intelligenz. Mit diesem Fund würde er, Däniken, die »so fragwürdige Weltordnung völlig auf den Kopf stellen« und dem Christentum, den Religionen überhaupt, den Garaus machen. Der Glauben ist passé, denn das »Wissen von der Schöpfung« kann nun endgültig enthüllt werden.

Vier Monate nach dem Erscheinen seines Buches stand Däniken im kleinen Konferenzraum des Innsbrucker Holiday-Inn-Hotels zwei »Spiegel«-Redakteuren, daß er niemals in der von ihm genannten Gegend Ekuadors gewesen sei. Er habe nur durch einen Seiteneingang in der Nähe der Stadt Cuenca, hundert Kilometer von dem »geheimen« Höhlentor entfernt, die Höhlen für sechs Stunden betreten. Er räumte ein, daß das von ihm beschriebene Gebiet niemals mit einem Jeep in 24stündiger Fahrt, wie er berichtet hatte, erreicht werden könne. Doch er blieb unentwegt bei seiner Schilderung des »Saales«, des goldenen Zoos und der Metallbibliothek. Dieser Saal mit seinem »heiligen Buch« ist für ihn der Ort einer »kosmischen Offenbarung«.

»Quellen« und Praktiken des E. v. Däniken

Da ist zunächst der Text des Alten Testaments. Was E. v. Däniken in ihn hineinliest, ist nicht etwa nur phantastisch, sondern geradezu unverfroren. Dänikens Legenden sind unterdessen von dem Theologen K.-H. Bernhard, Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin, meisterhaft in seinem Bändchen: »Sind wir Astronautenkinder?« (Berlin 1978) ad absurdum geführt worden. Der Autor kann sich daher ein Eingehen auf diese Legenden ersparen.

Zur Tarnung von Dänikens zählen auch die umfangreichen Literaturverzeichnisse seiner »Werke«, die vortäuschen sollen, er stütze sich auf Arbeiten vieler Wissenschaftler. Auch der Autor ist zu seinem Bedauern in diese Zusammenstellung geraten, woran er aber völlig unschuldig ist.

Die Dänikenphantasien sind eine widerliche Perversion der so unsagbar großen Fähigkeiten menschlichen Denkens, jede bisherige Aussage zu überprüfen, in Frage zu stellen und in der wissenschaftlichen Erkenntnis unaufhörlich weiterzuschreiten – durch harte Arbeit und logisches Denken. All das wird hier umgekehrt in abenteuerliches Phantasieren, Geldschneiderei und Betrug.

Die Hauptquellen der Lehren von Däniken sind nach überzeugenden Textvergleichen (G. Gadow: Erinnerungen an die Wirklichkeit, Frankfurt am Main 1971) nur wenige Bücher, fünf insgesamt. Deren Verwendung bzw. der Charakter dreier Werke sprechen für sich. Es sind zunächst zwei Bücher des französischen Autors R. Charroux, die auf Däniken Eindruck gemacht haben: »Phantastische Vergangenheit« (deutsch, München 1966) und »Verratene Geheimnisse« (deutsch, München 1967). Den »Wert« des wirren Geschreibsels kann man am besten an der einzigen unfreiwillig heiteren Stelle erkennen, denn sie ist ernst gemeint (S. 254):

»Physiologisch werden die Männer auf das allersorgfältigste untersucht. Derjenige, dessen Dickdarm länger als 111 cm ist, muß ausscheiden, denn es ist durch die Arbeiten des französischen Professors Pierre Duval erwiesen, daß die charakterstarken Tatmenschen einen Dickdarm haben,

dessen Länge unter der durchschnittlichen bleibt (111 cm bei einem Körpergewicht von 62 kg). Die Mystiker, die alle einen ungewöhnlich langen Dickdarm besitzen, neigen dazu, vernünftiger zu werden, wenn man ihn verkürzt ... Alles deutet darauf hin, daß der Dickdarm einen direkten Einfluß auf die Gehirnfunktionen ausübt und daß ein langer Dickdarm eine gewisse Neigung zum Idealismus begünstigt.

Im Jahre 1938 mußte Professor Duval im Krankenhaus von Vaugirard eine hochgestellte geistliche Persönlichkeit wegen eines Darmverschlusses operieren: Der Dickdarm war ungefähr 2 m lang. Man kürzte ihn um etwa einen Meter, und die Heilung verlief überaus günstig.

1941 besuchte der Patient in Begleitung seiner Frau und seiner zwei Kinder den Professor, um sich zu bedanken. Er hatte seinen Glauben verloren, seine geistlichen Ämter niedergelegt und geheiratet.

Andere ähnliche Fälle wurden an weniger hochgestellten Persönlichkeiten beobachtet, an Gläubigen aller Religionen und an Spiritualisten.«

Die dritte Quelle Dänikens, mit der er sich häufiger als mit anderen in wortwörtlicher Übereinstimmung befindet (auch was deren Fehler anbelangt), ist noch aufschlußreicher: das Buch der französischen Neofaschisten J. Bergier und L. Pauwels »Der Aufbruch ins dritte Jahrtausend« (deutsch, Bern/Stuttgart 1962). Der Originaltitel dieses Werkes heißt übrigens: »Les Matin Magiciens«. Für sie war Hitler ein von »geheimen Mächten« geleiteter Held.

Allerdings gibt sich Däniken den Anschein, daß er mit seinen wichtigsten Informanten vom Schlag eines Charroux oder Bergier, die er ja auch nicht nennt, nichts gemein habe, obwohl die geistige Verwandtschaft unverkennbar ist. Charroux z. B. behauptete, er habe mit Außerirdischen vom »zweiten Planeten« (namens Baawi) des Proxima Centauri, die insgeheim mit den Chinesen paktierten, Kontakt gehabt. Däniken attackiert ihn mit den Worten (S. 179): »Der seriösen Forschung verbauen Menschen vongrenzenloser Dummheit den Weg ...« Die Methode ist nicht neu: eine scheinkritische Haltung, die Seriosität vortäuscht, um das eigene Gift leichter in die Hirne der Menschen einzträufeln zu können!

Däniken verschweigt diese seine Quellen zwar, doch haben Textvergleiche eindeutig ergeben, wo er »abgeschrieben« hat. Aus Charroux' Darstellung »entlehnte« er z. B. die Märchen über Simbabwe, die Bundeslade, Ezechiel und vieles andere mehr. Wie er mit Edward Bacons Werk umspringt, dafür ein Beispiel. Bei E. Bacon heißt es auf S. 396–397 über die Steinskulpturen der Olmeken Amerikas: »Auf Veranlassung von Carlos Pellicer, einem Dichter, der auch Organisator der mexikanischen Provinzmuseen ist, wurden 27 der schönsten dieser Olmeken-Bildhauereien aus dem Dschungel nach Villahermosa in einen 6 ha großen Park übergeführt. Der kleinste dieser Monolithen wiegt 6 t und der größte 37 t, und dieser letztere steht noch in La Venta, weil die Brücken nach Villahermosa nicht stark genug sind, um eine solche Belastung zu tragen, obwohl die von der Mexican Petroleum Co. geliehene Maschine ihn heben und transportieren könnte ...«

Bei Däniken wurde daraus (Erinnerungen an die Zukunft. Düsseldorf/Wien 1968, S. 40): »Unbegreiflich die Bildhauereien der Olmeken! Man wird sie mit ihren schönen behelmten Riesenschädeln *nur an ihren Fundorten* bewundern können, denn *nie* werden sie in einem Museum zu besichtigen sein; *keine* Brücke des Landes würde die Belastung des Kolosses tragen. *Nur >kleinere< Monolithen bis zu 50 Tonnen können wir mit modernen Hebevorrichtungen und Tiefladern bewegen.* Wenn es um solche von 100 Tonnen geht, versagt unsere Technik.«

Mit Massen, Größen usw. geht Däniken sehr großzügig um. Das Foto auf S. 105 dürfte es nicht geben, wenn Däniken recht hätte. Es ist ein mannshoher La-Venta-Kopf (La Venta: Fundort der Skulpturen), den der Verfasser in Warschau vor dem Nationalmuseum fotografierte. Er war zu einer Mexiko-Ausstellung mitgebracht worden.

Nicht viel anders verhält es sich mit Dänikens Osterinsel-Märchen. Er beschreibt die dortigen Statuen als über 20 Meter hoch, jedoch ist nur eine einzige höher als 12 Meter. Däniken schreibt (auf S. 137), sie seien »mit primitivsten Werkzeugen aus stahlhartem Vulkangestein« gearbeitet. In Wirklichkeit bestehen sie aus Tuff, zusammengepreßter Vulkanasche, die rasch verwittert und zerbrö-

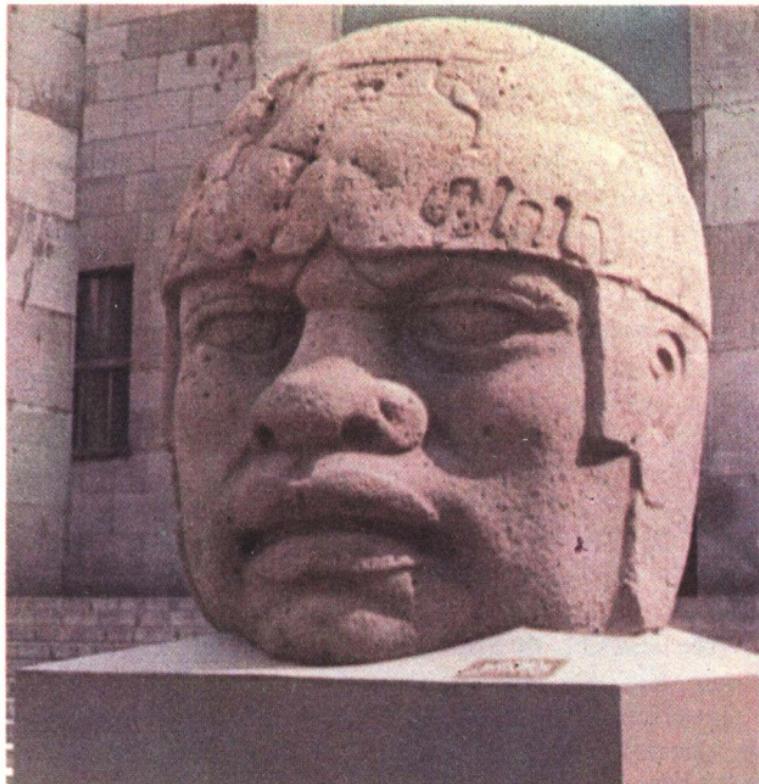
kelt. Der romantische Seefahrer Thor Heyerdahl hat sich auf der Osterinsel auch mit den Statuen beschäftigt und bei Versuchen recht interessante Ergebnisse erzielt (nach E. Bacon, Herausgeber: *Versunkene Kulturen*, München 1960, S. 205).

1. Er ließ von 180 Mann eine Statue von 12 t transportieren.
2. Zwölf Mann stellten unter seiner Leitung eine 25-t-Statue in 18 Tagen auf. Sie hatten als Hilfsmittel nur zwei Stangen und Steine zur Verfügung.

Man könnte noch viele ähnliche Beispiele anführen, wie die schon behandelte Baalbek-Terrasse, das von Däniken verfälschte Palenque-Relief oder gar die Erzählung, im Gilgamesch-Epos sei die Rede von einem metallenen Raumschiff, in dem der Held Enkidu fliege. E. von Däniken hatte in einer literarischen Überarbeitung (G. Burckhardt: *Das Gilgamesch-Epos*. Leipzig 1958, S. 35) dieser altmesopotamischen Erzählung gelesen: »Ein Adler packte mich mit ehemen Krallen und flog mit mir vier Stunden hinauf.« – Aus diesen »ehernen Krallen« und dem Adler wurde bei Däniken ein metallenes Raumschiff. Pech für ihn, daß die Adlerflug-Geschichte gar nicht im Original steht, sondern dem Bearbeiter zu »verdanken« ist!

Aus der Bibel, die ja selbst der Theologe nicht als einen wörtlichen Bericht nimmt, zog E. v. Däniken eine Vielzahl von Motiven, die er »technologisch« interpretierte und häufig nicht einmal exakt zitierte. So fälschte er z. B. in »Zurück zu den Sternen«, S. 40, das Zitat aus der Bibel, Jos. 6,20, über die Posaunen von Jericho, um aus den *Widderhörnern* des hebräischen Originaltextes »Todesposaunen«, nämlich »elektroakustische Schallkanonen«, machen zu können. Die Posaunen gibt es nur in den Übersetzungen, da in Europa kein Widderhorn als Musikinstrument verwandt wurde. Der Text lautet im Original:

»Und als das Volk den Schall der Widderhörner hörte, da erhob das Volk ein lautes Kriegsgeschrei, und die Mauern fielen um.« – Däniken macht daraus das gefälschte Zitat: »Als nun der Schall der Posaune ertönte, stürzten die Mauern in sich zusammen ...« Amüsanterweise kann die Archäologie beweisen, daß die großen Mauern Jerichos nicht bei einem angeblichen Angriff der Juden eingestürzt



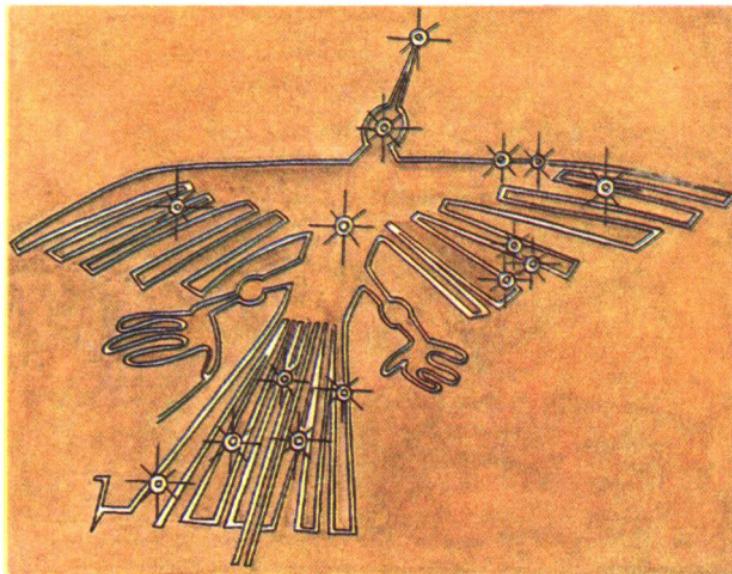
Olmekenkopf, vor dem Nationalmuseum in Warschau (Foto B. Brentjes)

sind, sondern rund 300 Jahre früher zerstört wurden. Die biblische Erzählung ist ein gutes Beispiel für Erklärungen, die im Volk für vorgefundene Ruinen oder Gräber verbreitet werden. Beispielsweise werden auch die auf deutschem Gebiet anzutreffenden Großsteingräber des 4. und 3. Jahrtausends mit den Hunnen (abgeleitet Hünen) verbunden und »Hünengräber« genannt.

Völlig haltlos sind die Spekulationen um die »Bundeslade«, deren Beschreibung Däniken ebenfalls fälscht, um sie als »elektrischen Kondensator« erscheinen zu lassen. Hierzu muß man wissen, daß nicht eine der Erzählungen über die Bundeslade (2. Buch Mose, Kap. 25 u. 26) vor David historisch ist. Es sind bestenfalls Sagen wie die Erzählung über Siegfrieds Schwert Balmung oder den Nibelungen-Schatz. Zudem gibt es noch heute Hunderte

»Bundesladen«. In der koptischen und äthiopischen Kirche werden in unseren Tagen die heiligen Schriften in Kästen aufbewahrt, so wie in der Bundeslade die Gesetzestafeln des hebräischen Stammesbundes gelegen haben sollen. Doch wer sich für diese »falschen Sensationen des Erich von Däniken im Lichte der biblischen Archäologie« interessiert, lese das amüsant geschriebene Werk von K.-H. Bernhardt: »Sind wir Astronautenkinder?« (Berlin 1978).

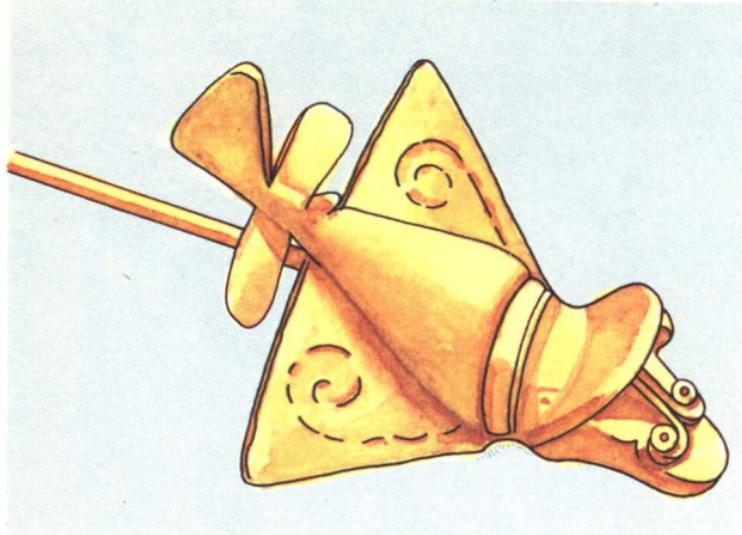
Hier seien nur einige Märchen erwähnt (Märchenleser und -verfasser mögen mir den Gebrauch »Märchen« verzeihen!), die E. v. Däniken gegen die Archäologie, wenn auch nicht erfunden, so doch verbreitet hat. So erzählt er in zwei verschiedenen Büchern zwei ganz verschiedene Legenden über die Entstehung des Menschen. Nach der ersten habe ein fremdes Raumschiff unseren Planeten entdeckt, ihn für eine Besiedlung geeignet gefunden, Zuchtversuche mit affenähnlichen Weibern unternommen und schließlich den homo sapiens hervorgebracht. Ganz anders liest sich die Entstehung der Menschheit im zweiten Buch. Ein aus einem kosmischen Krieg entkommenes Raumschiff landete auf der Erde, deren Atmosphäre für die Astronauten nicht geeignet gewesen sei. Daher hätten sie unter die Anden und tief unter den Pazifik große Tunnelanlagen getrieben, um dort in Sicherheit hausen zu können. Um die Feinde irrezuführen, hätten sie auf einem fünften Planeten Scheinbauten errichtet, der daraufhin denn auch von den Verfolgern zerstört worden sei, so daß nur noch die Asteroiden als Bruchstücke dieses Planeten übriggeblieben seien. Die Explosion habe auch die Erde in Mitleidenschaft gezogen, die Erdachse verschoben und die Sintflut ausgelöst (die nach einer anderen Erzählung Dänikens ein künstlicher Eingriff der Astronauten gewesen sein soll, um die mißratenen Menschenrassen wieder auszurotten). Da die Verfolger abgezogen seien, hätten die Flüchtlinge es gewagt, mit Gasmasken die Erdoberfläche zu betreten – daher seien auf Felsbildern so eigenartige Helme abgebildet. Sie hätten dann die Gene einiger Großaffen manipuliert, um die Menschen zu erzeugen, über die sie als Götter geherrscht hätten. Jahwe sei einer dieser Astronauten gewesen, der mittels Sprechfunkgerät mit Moses geredet habe.



Nazca-Scharrbild mit eingesetztem Sternbild des Pfau

Großes Aufsehen erregten im Däniken-Film »Erinnerungen an die Zukunft« die Scharrbilder auf der Nazca-Ebene, die zwischen 400 v. u. Z. und 900 u. Z. entstanden sind. Die Darstellungen großer Vögel, Affen, Walfische und Spinnen scheinen Sternbilder wiederzugeben, wie lange Streifen wahrscheinlich Visierlinien für Sternaufgangs-Beobachtungen sind. (Ähnliche Tiermotive findet man übrigens auf alten indianischen Gewändern.) Däniken machte aus den Linien Landebahnen, Flugplätze fremder Astronauten. Er verschweigt, daß in den »Linien« nicht einmal ein Fahrrad fahren könnte und daß die meisten von ihnen spiral- und zickzackförmig sind. Das Nazca-Hochtal ist eine Sandwüste, deren Oberfläche salzverkrustet ist. Die Linien sind in diese Salzkruste eingekratzt, »gescharrt«, worden, und der feine, hellere Wüstensand liegt frei.

Was Däniken über die große Pyramide von Gizeh behauptet, ist ebenfalls eine schon recht alte Legende: Sie stünde im Schwerpunkt der Kontinente, und die Höhe sei ein Abbild der Erde-Sonne-Entfernung. Es gibt natürlich keinen Schwerpunkt der Kontinente. Schon ein simpler



Das angebliche Modell eines »prähistorischen« Flugzeugs – ein goldener Schmuck in Form eines fliegenden Fisches

Vergleich der Erdteile Asien – Europa und Afrika zeigt die Größenunterschiede. Kein Kontinent ist eine Scholle, sondern eine Zusammenfügung vieler Teile. Die exakte einstmalige Höhe der Pyramide ist unbekannt, da der Steinmantel, der sie umgab, zerstört ist, und es gibt nicht nur eine Pyramide, sondern einige Hundert. Welche Entfernung sollen denn darin verschlüsselt sein?

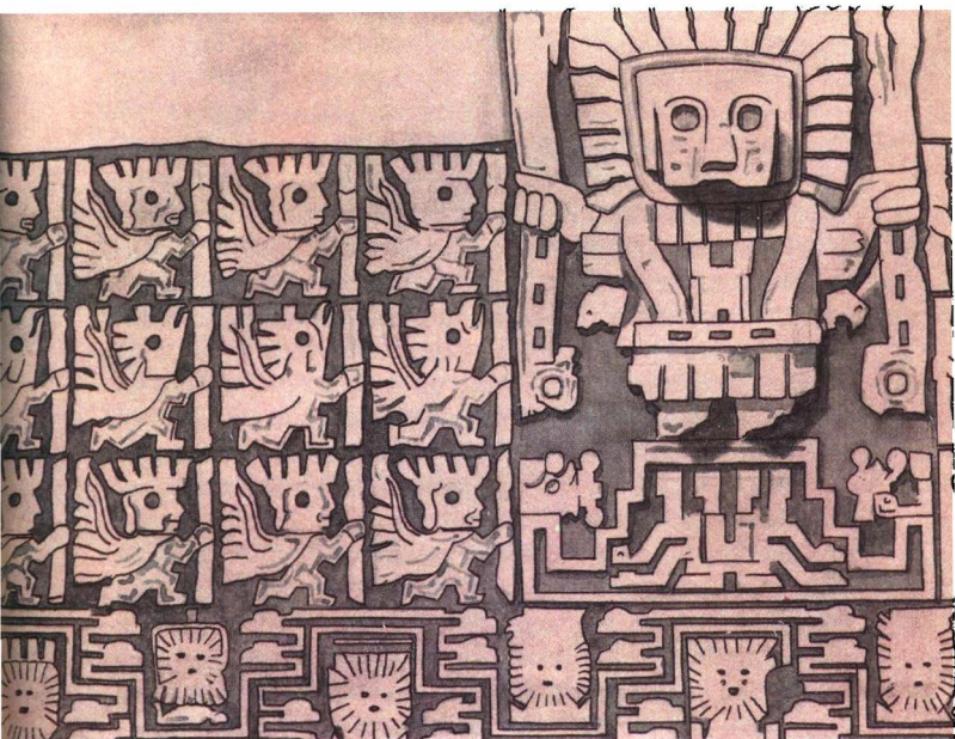
Viele Geschichten sind um das »Sonnentor« von Tiahuanaco erzählt worden. Dänen machten daraus einen Kalender, auf dem schon vor Zeiten nahezu alles verzeichnet worden sei, was an wissenschaftlichen Erkenntnissen den Forschern späterer Jahrhunderte dann zugeschrieben wurde: astronomische Daten, Mondstellungen, die Erdrotation usw.

Ebenso erfunden sind auch seine Behauptungen über Platin- und Aluminiumfunde in Altamerika.

Auch von einem angeblich altamerikanischen Düsenflugzeug ist die Rede; es werde dargestellt in Form eines kleinen Modells aus Gold, etwa 1800 Jahre alt, gefunden in einem Grab in Kolumbien. Es ist nachweislich nichts anderes als eine Nachbildung eines fliegenden Fisches.

So enthält auch Dänikens »Aussaat und Kosmos« nur Fälschungen, und immer deutlicher wird der Rassismus als tragende Ideologie Dänikens. In dem Däniken-Propaganda-Blatt des Econ-Verlages heißt es: »Von welcher Rasse waren die ersten Menschen? ... Bevorzugten die Außerirdischen eine Rasse, die sie mit besonderen Kenntnissen ausstatteten? Ist der Mensch Produkt einer künstlichen Manipulation? – Die Rassenfrage in einer völlig neuen Perspektive.«

Däniken »beschreibt« einen Kalender (»Erinnerungen ...«, S. 41): »Was sollte man beispielsweise sagen, wenn es aus grauester Vorzeit einen Kalender gäbe, aus dem sich Tag- und Nachtgleichen, die astronomischen Jahreszeiten, die Positionen des Mondes für jede Stunde und auch die Bewegungen des Mondes – und zwar unter Berücksichtigung der Erdrotation! – ablesen ließen? ... Diesen Kalender gibt es. Er wurde im trockenen Schlamm von Tiahuanaco gefunden.« Unsere Abbildung zeigt dieses Relief vom »Sonnentor«, den sogenannten »Kalenderstein« von Tiahuanaco. Er stammt aus dem 7. bis 8. Jahrhundert u.Z. und lag nie im Schlamm.



In keinem Fall wirft Däniken ein echtes Problem der Archäologie und Geschichte auf. Er lügt und fälscht, worüber er auch schreibt. Ein letztes Beispiel möge dafür genügen.

Herr Däniken »erfand« einen »63. Inkaherrscher« Pachacuti IV., doch war der letzte Inka, der von Pizarro 1533 ermordete Atahualpa nur der 13. seiner Dynastie. So könnte man noch auf viele Märchen und Lügen Dänikens eingehen – erstaunlich ist eigentlich nur, daß er so viele Gläubige findet, daß er bereits an die 30 Millionen Bücher verkauft hat. Hingegen fanden Widerlegungen, so G. Gadrows »Erinnerungen an die Wirklichkeit«, Frankfurt am Main 1971, nur Auflagen von einigen Zehntausend Exemplaren. Doch schrieb ja Karl Marx bereits 1842 in »Der leitende Artikel in Nr. 179 der ›Kölnischen Zeitung‹« (zitiert nach MEW 1, S. 104): »Die Unwissenheit ist ein Dämon, wir fürchten, sie wird noch manche Trauerspiele aufführen; mit Recht haben die größten griechischen Dichter sie in den furchtbaren Dramen der Königshäuser von Mykene und Theben als das tragische Geschick dargestellt.«

Gegen alles Denken mißtrauisch?

Gewiß werden nun manche Enthusiasten der Suche nach Spuren fremder Astronauten empört den Verdacht von sich weisen, sie seien auf einen Schwätzer hereingefallen und ihr Steckenpferd zeuge von Unwissenheit und Oberflächlichkeit. Der Verfasser hatte in den letzten Jahren vielfach Gelegenheit, mit Anhängern derartiger Lehren zu diskutieren, und er stellte fest, daß unter ihnen Techniker und Naturwissenschaftler überwiegen, Leute, die empirisch an die Materie herangingen und dies für eine wissenschaftliche Methode hielten. Manche von ihnen bestreiten sogar, eine Weltanschauung zu haben, da sie »Weltanschauung« mit vorgefaßten Meinungen über die Welt gleichsetzen. Sie begreifen nicht, daß ihr Empirismus ebenfalls eine Weltanschauung ist – allerdings eine sehr platte, die nur das gelten läßt, was sie überschauen, und sie vergessen, daß sie stets nur ein kleines Stück der Realität

überschauen und sie damit jegliche Erkennbarkeit der Welt leugnen, die sie ja als Einzelwesen nie völlig erfassen. Sie sind daher zum historischen Denken, ja, zum Erfassen jeglicher Zusammenhänge unfähig.

Auch auf die Gefahr hin, einige Vertreter des Empirismus zu erbosen, muß ich auf eine Analyse von Friedrich Engels verweisen. Friedrich Engels war genötigt, sich mit dem Mystizismus von Naturwissenschaftlern seiner Zeit auseinanderzusetzen. In der Untersuchung »Die Naturforschung in der Geisterwelt« (s. Dialektik der Natur, in MEW 20, Berlin 1962, S. 337–347) verweist er auf das »Wunder«, daß hochberühmte Naturwissenschaftler außerhalb ihres Faches gelegentlich Phantasten seien. Friedrich Engels erzählt recht eindringlich von seinen Londoner Erfahrungen mit Geistersehern und gläubigen Naturwissenschaftlern und kommt dann zu der Feststellung: »Es zeigt sich handgreiflich, welches der gesicherte Weg von der Naturwissenschaft zum Mystizismus ist. Nicht die überwuchernde Theorie der Naturphilosophie, sondern die allerplätzteste, alle Theorie verachtende, gegen alles Denken mißtrauische Empirie ... Man verachtet in der Tat die Dialektik nicht ungestraft. Man mag noch so viel Geringschätzigkeit hegen für alles theoretische Denken, so kann man doch nicht zwei Naturtatsachen in Zusammenhang bringen oder ihren bestehenden Zusammenhang einsehen ohne theoretisches Denken. Es fragt sich dabei nur, ob man richtig denkt oder nicht ...«

Auch Engels hatte offenbar schlechte Erfahrungen mit den Mystikern gemacht, so daß der Verfasser nicht zögert, die folgenden Engelsschen Passagen auf die heutigen Däniken-Anhänger zu beziehen. Engels schrieb, es »macht ... den Spiritisten nichts aus, wenn Hunderte angeblicher Tatsachen als Prellerei und Dutzende angeblicher Medien als ordinäre Taschenspieler enthüllt werden. Solange nicht jedes einzelne angebliche Wunder wegerklärt ist, bleibt ihnen Terrain genug übrig ...«, wie dies ja auch die Astronauten-Gläubigen in Anspruch nehmen.

»Betrübtes Beingerüst von einem alten Sünder«

In den vorhergehenden Kapiteln ist mehrfach von der Fälschung und Verfälschung von Altertümern gesprochen worden, einem der Zweige des seit langem blühenden Fälschergewerbes, das dann in der kapitalistischen Gesellschaft zu einer wahren Industrie herangewachsen ist. Dabei erreicht es nur noch gelegentlich die handwerkliche und künstlerische Qualität älterer Fälscher, die nicht selten wahre Meisterwerke geschaffen haben. In Hinblick auf die Leichtgläubigkeit stehen die Käufer und Bestauner falscher Altertümer oder anderer Kunstwerke denen vergangener Zeiten in nichts nach. Nur der Geschmack hat sich gewandelt. Füllte E. v. Däniken einen seiner Bände mit den Fotos falscher Bleche, und schilderte er jenen frei erfundenen »Goldzoo« in der Andenhöhle, in der die »Bibliothek der fremden Astronauten« auf Gold geprägt stehen soll, so bestaunten die Touristen der Antike im Tempel zu Sparta ein Ei der Leda, mit der es Zeus ja als Schwan getrieben haben soll. Vielleicht war es ein Straußenei. In Chaironeia zeigte man das Szepter des Sagenkönigs Agamemnon, das vom Göttervater Zeus stammen sollte. Im Apollontempel zu Sikyon bot man ein Stück der Haut des Marsyas dar, der im Wettstreit dem Gott Apollon unterlegen und dann zur Strafe geschunden worden sei. Daneben hing das Gewebe der Penelope, der Gemahlin des Odysseus. Im phokischen Panopeus bestaunte man gar die Reste der Lehmerde, aus der Prometheus den Menschen geformt hätte, und in Koptos wies man den Gläubigen das Haar der Isis vor, das sie sich aus Schmerz über den Tod des Osiris ausgerissen habe.

Im christlichen, bibelwortgläubigen Mittelalter war es

nicht viel anders. So zeigte man den Reisenden die Erde, aus der Adam geformt worden war, und noch 1909 bot man in der Doberaner Kirche eine Flasche mit »ägyptischer Finsternis« zur Ansicht dar. Man verehrte die Lanze, mit der Jesus verwundet wurde, desgleichen Stücke der Krippe Christi, Fragmente der Arche Noah und die Dornenkronen. Eindeutig ist die Fälschung von Reliquien, wenn z. B. von Johannes dem Täufer gleich drei Köpfe angebetet wurden – in Amiens, Emesa und Konstantinopel – oder der Apostel Thomas drei Hände hinterlassen haben soll.

Plamäßig gefälschte Götter kennen wir auch schon aus der Antike. Einer der bekanntesten Fälscher dieser Art war Alexander von Abunoteichos am Schwarzen Meer. Als Wahrsager erwarb er nicht genug Vermögen, lernte aber die Leichtgläubigkeit der Menschen kennen und entwickelte ein großes Projekt – ein Gott mußte her und demonstrieren, daß er, Alexander, ein Wundermann besonderer Art sei. Mit einem Gefährten fälschte er Bronzetafeln, die er im Apollontempel von Chalcedon vergrub. Sie enthielten die sensationelle Mitteilung, daß der Gott Asklepios in Kürze mit seinem Vater Apollon nach Abunoteichos kommen und sich dort niederlassen werde.

»Natürlich« wurden die Tafeln »gefunden« und erregten allgemeines Aufsehen. In Abunoteichos baute man flugs einen Asklepiostempel – und Alexander ließ eine Prophezeiung auftauchen, die ihn als großen Heilsverkünder auswies. Er tat noch ein übriges. In der Baugrube des Tempels sammelte sich Wasser, und er verbarg darin ein ausgeblasenes Gänseei mit einer jungen Schlange. Am Morgen predigte er auf dem Markte, heute werde Asklepios als Schlange bei seinem Tempel erscheinen. Tausende eilten mit ihm unter Gesang zum Tümpel – und er »fand« das Ei und zog die Schlange, pardon, den »Gott« hervor –, und die Menge fiel anbetend nieder.

Nun besaß er den Gott und gab zu Haus Orakelsprüche von sich, und selbst Kaiser Mark Aurel soll seinen Sprüchen gefolgt sein. Als der Kaiser gegen die Quaden und Markomannen auszog, ließ er auf Alexanders Rat zwei Löwen in die Donau werfen. Sie schreckten die Germanen wenig, die die seltsamen Tiere sofort erlegten und die Römer schlügen.

Es gab und gibt geschäftstüchtige Fälscher, die das produzierten und produzieren, was Sammler suchten und suchen. Und es gibt aber auch Spintisierer, die die eigenartigsten Dinge gutgläubig in andere Materialien hineininterpretieren. So publizierte 1731 in Augsburg der Schweizer Naturforscher Scheuchzer den »traurigen Zeugen des Diluvialmenschen«, ein Bild, zu dem er den Vers setzte: »Betrübtes Beingerüst von einem alten Sünder erweiche Stein und Hertz der neuen Bosheitskinder.« Zwar war es ein versteinerter Riesensalamander, aber Scheuchzer glaubte, was er schrieb. Daß der Glaube, der zwar Berge versetzen soll, keine Fälschung in echte Materialien umwandelt, zeigt z. B. die berühmte Geschichte um den Würzburger Arzt Ludwig Huber. Dem fanatischen Sammler schoben zwei Kollegen gefälschte Versteinerungen, Raupen, Bienen, Schmetterlinge, ja selbst Buchstaben, unter, und ein 100 Seiten umfassender Band mit 24 Tafeln erschien über »die Wunder vor der Flut«. Der Band war dem Fürstbischof von Würzburg gewidmet und von einem Professor Beringer herausgegeben. Die Medizinische Fakultät beriet über das Werk, bis die Fälscher den Schwindel selbst aufdeckten.

Sammler sind schon oft genug belogen worden. So suchte ein französischer Sammler vor dem ersten Weltkrieg eine große ägyptische Statue – und ein Händler erschien, der berichtete, ein überlebensgroßes Standbild des Ramses sei in Theben gefunden worden und wäre für 100 000 Franken zu haben. Nach einigem Hin und Her war der Sammler bereit zu zahlen. Über Monate hin erhielt er wöchentliche Berichte über den Transport, die Verhandlungen in Kairo, den Sturm auf dem Mittelmeer, die Landung in Italien und schließlich die Auskunft: Ein von sechs Pferden gezogener Wagen brächte die Statue. Die feierliche Vorstellung in der Öffentlichkeit wurde zum Skandal. Das Standbild war falsch, in Angers bei Paris aus Schiefer geschlagen und zudem eine schlechte Imitation.

Mit einer Antikenfälschung begann auch der Ruhm Michelangelos, der 1496 einen schlafenden Amor meißelte und als Antike an einen Kardinal verkaufte. Der Schwindel wurde entdeckt, aber Michelangelos Fähigkeiten fanden Anerkennung, und sein Weg zum Ruhm war frei.

Gefälscht wurden und werden nicht nur Münzen oder Bilder. So soll z. B. der Maler Corot in seinem Leben rund 4000 Gemälde geschaffen haben, von denen über 5000 in amerikanischen Sammlungen hängen – außerdem mehr als 2000 in europäischen Museen!

Für die Touristen arbeiten große Werke in Hamburg, Paris und anderen Städten Europas und produzieren jene Millionen von falschen Skarabäen, Statuetten und Perlen, die als »altägyptisch« am Nil gekauft werden und sich wieder über Europa und Amerika ergießen.

Selbst vor der Fälschung von Mumien wird nicht zurückgeschreckt, auch wenn ein berühmter Fall der Mumienfälschung in München vor über 80 Jahren regelrecht zum Himmel stank. Ein Dresdener Privatsammler hatte seine Mumien nach Amerika verkauft, als ein Vertreter des Münchener Museums erschien und eine Mumie kaufen wollte. Den Verkäufer verlockte das Angebot, und er versprach dem Bayern eine besondere Kostbarkeit – die Mumie der von Herodot gefeierten Königin Nitokris gegen den damals horrenden Preis von 5000 Talern. In München erregte die Nachricht allgemeines Aufsehen, und als die »Mumie« kam, wurde sie feierlich ausgestellt und – stank nach wenigen Wochen pestilenzialisch. Der Dresdener Sammler hatte eine frische Leiche erworben, eingewickelt und getrocknet.

Aber nicht nur mit falschen Altertümern werden Sammler betrogen. Folgendermaßen erging es einem amerikanischen Geldmann in Florenz, dem ein Apollo angeboten wurde. Er war offenbar echt, und der begeisterte Yankee zahlte den geforderten Preis. Wenige Stunden später erschienen zwei Männer bei dem Sammler und stellten sich als ein italienischer Detektiv und ein Beamter des Britischen Museums vor. Die Statue in seinem Zimmer sei der Apollon von Treveso, gestohlen aus dem Londoner Museum, hieß es, und er müsse sie zurückgeben. Das geschah, natürlich gegen Quittung. Einen Tag danach erhielt der Betrogene erneut Besuch: Detektiv, Museumsbeamte – und wieder erzählte man ihm die Diebstahlsgeschichte und fragte nach der Plastik. Die vorgelegte Quittung erregte Heiterkeit und schließlich einen Wutanfall. Falsch war nicht die Plastik, sondern die ersten »Beamten« waren es.

Der »klassische Fälschungsfall« ist die Geschichte von der Tiara des Saitaphernes.

Im Jahre 1896 bot ein russischer Händler in Wien aufsehenerregende Gold»funde« aus Olbia an: Fibeln, Halsketten, Fingerringe und als prächtigstes Stück eine goldene Tiara. 460 Gramm wog der eiförmige Goldhelm mit figurenreichem Relief und einer Inschrift, nach der die Bürger Olbias im Jahre 200 v. u. Z. diese Krone dem Skythenkönig Saitaphernes zum Geschenk gemacht haben. Der Kaufmann Schapschelle Hochmann aus Ortschakov bot diese Funde dem kaiserlichen Museum zum Kauf an. Nur der Museumsdirektor Bucher schöpfte Verdacht, aber der Prunk überzeugte die Kunstwelt Wiens. Lediglich der Preis verhinderte schließlich den Ankauf.

Zwei Agenten, Szymanski und Vogel, brachten das Gold nach Paris, und die Tiara wurde dort für 200000 Franken vom Louvre aufgrund einer Vielzahl positiver Gutachten gekauft. Die Tiara wurde im Kleinodiensaal des Louvre aufgestellt. Doch bald darauf entlarvte Professor Wesselowski aus Petersburg (heute Leningrad) sie als moderne Fälschung. Adolf Furtwängler in München schloß sich diesem Urteil an und wies nach, daß die Reliefs der Tiara nach bestimmten Vorlagen kopiert seien. Auch der Direktor des Museums in Odessa, Prof. Stern, bezeichnete die Tiara als Fälschung. Gegen die Enthüllung nahm vorwiegend die Pariser Fachwelt Stellung. Im Jahre 1903 veröffentlichte dann die Pariser Presse den Brief eines Juweliers Lifschitz, der erklärte, er habe in Odessa den Urheber bei der Herstellung der Tiara gesehen. Dies sei ein russischer Graveur Rouchomovski, der von 1895 bis 1896 die Tiara in achtmonatiger Arbeit für 2000 Rubel gefertigt habe.

Ein heftiger Streit brach aus, und auf den Straßen sang man Spottlieder auf die Herren im Louvre. Als schließlich Rouchomovski in Paris erschien, wurde er einer gründlichen Prüfung unterworfen. Er konnte jedoch, ohne die Tiara zu sehen, Teile nacharbeiten, die Literatur heraus suchen, nach der er gearbeitet hatte, und er erzählte, er sei von einem Kertscher Bürger beauftragt worden, ein Jubiläumsgeschenk für einen russischen Archäologen zu arbeiten. Die Tiara wanderte in das Museum der dekora-



Die »Tiara« des Saitaphernes

tiven Künste, da sie zwar ein Kunstwerk, aber keine »Antike« war. Aber nicht nur vor Jahrtausenden oder im 19. Jahrhundert wurde gefälscht. Gerade in diesen Tagen erregt ein drohender Fälscherskandal die Fachkreise. Prunkvolle Goldarbeiten aus dem Iran sind als Fälschungen bezeichnet worden, so ein Kurzschwert und ein Rhyton (Trinkgefäß), die in Hamadan gefunden werden sein sollen. Falls sie in der Tat gefälscht sind, so sind ihre Verfertiger wahre Meister und fachkundigere Altertumskundler als Rouchomovski.

Die Gefahr des Unterschiebens von Fälschungen ist besonders groß, wenn Funde nicht bei wissenschaftlichen Ausgrabungen gemacht werden, sondern als Zufallsentdeckungen in den Kunsthändel geraten. So nennen amerikanische Zeitungen auch bereits einen der berühmtesten Schatzfunde der letzten 30 Jahre, den Hort von Ziwiye

(oder Sakkiz) im Nordiran, den »Schatz, der stets größer wird«. Er soll 1947 von Bauern in einem Bronzebecken gefunden worden sein. Die Entdecker unterschlügen den Fund, verteilten ihn unter sich und verkauften die Beute. Der französische Archäologe Roman Ghirshman wurde aufmerksam, sammelte an Ort und Stelle das Material ein und führte Nachgrabungen durch – aber bald erhielten andere Käufer, Kunsthändler und Museen Gold und Elfenbein aus »Ziwiye«. Unterdessen laufen in aller Welt Gegenstände unter diesem Namen, so viele, daß boshaft Menschen behaupten, man könne damit nicht ein Bronzebecken, sondern sieben füllen.

Heißt das nun, daß sechs Siebentelfalsch sind? Durchaus nicht, wohl aber, daß viele anderweitig aufgetauchte Funde unter dem berühmten Namen verkauft wurden und sicher auch manches falsch ist. Ghirshman ist in diesem Zusammenhang von persischen Archäologen der Fahrlässigkeit beschuldigt worden; ein recht weitgehender Vorwurf, und Ghirshmans Antwort, der Hauptkritiker habe bei einer nicht weniger berühmten Grabung einige aus einem Händlerbesitz stammende Funde in die Gräber gelegt, ist noch schwerer, da er die direkte Verfälschung eines Grabfundes bedeutet. Dieser zur Zeit erbittert ausgetragene Streit zeigt, daß neben Geldgier auch der Ehrgeiz mitspielen kann. Häufiger jedoch spielt das Geld die entscheidende Rolle.

Eine bekannte Archäologin erzählte vor wenigen Jahren eine Episode, die sie in der Türkei erlebt hatte. Sie besuchte einen viele Touristen beliefernden Händler und sah nur Fälschungen. Um den Verkäufer zum Geständnis zu bewegen, erklärte sie ihm, sie sehe zwar, daß sein Angebot falsch sei – aber es seien sehr gut gemachte Fälschungen. Der Händler leugnete lächelnd, gab nach weiteren Lobsprüchen dann doch auf und äußerte in tiefem Sohnesstolz: »Aber Sie sollten erst einmal die Arbeiten meines Vaters im Britischen Museum sehen!« – Ähnliche Geschichten ließen sich in Hülle und Fülle anfügen, und sie verdeutlichen, daß die Dänikens und Charroux' von heute eigentlich nur miese Epigonen der uralten Sorte von Fälschern und Betrügern sind, die aus der Unwissenheit der Menschen Geld, Einfluß und falsche Weltbilder machen.

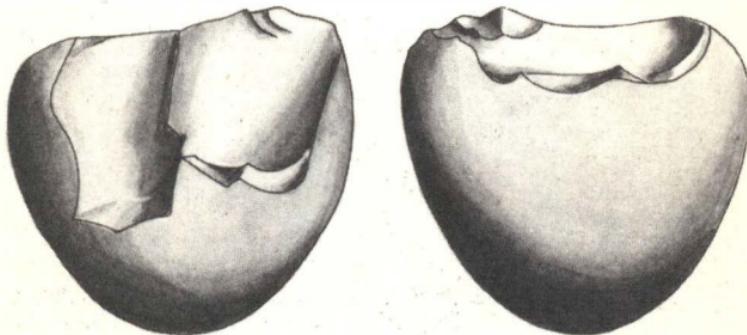
Der Wunder größtes ist der Mensch!

In der Geschichte der Natur und des Menschen gibt es nichts, was als Resultat des Eingriffs äußerer Mächte, überirdischer Gewalten gelten könnte. »Wunder« dieser Art existieren nicht oder erweisen sich bei näherem Zusehen als recht irdischer Herkunft. Je mehr wir über den Geschichtsprozeß erfahren, um so »natürlicher« erscheint uns sein Ablauf, um so besser verstehen wir ihn als ein Menschenwerk, als Ergebnis menschlichen Handelns. Heißt dies nun, daß es keine Rätsel mehr gibt, die uns zum Neudurchdenken, zum Forschen und Nachspüren veranlassen?

Ganz im Gegenteil, es gibt der Wunder und Rätsel genug, aber sie liegen allesamt im Bereich der Entwicklung des Menschen.

In Millionen Jahren wurde aus den Horden der die Steppe durchstreifenden Raubaffen die Menschheit unseres Planeten, die einen Homer, einen Michelangelo, einen

Quarzit-Gerät aus Simbabwe



Goethe und einen Marx hervorbrachte. Und kann nicht jeder Mensch, der den Drang zur Erkenntnis des noch Unbekannten in sich verspürt, genügend Aufgaben finden, Neues zu erkennen und Großes zu leisten?

Diese Entwicklung begann mit dem archäologisch faßbaren ersten Schritt, dem ersten Steingerät, von dem schon Friedrich Engels bewundernd schrieb: »Keine Affenhand hat je das rohste Steinmesser verfertigt« (Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen. In: MEW 20, Berlin 1962, S. 445). Die ersten Steingeräte, die wir kennen, sind »primitive«, einfache Kiesel, von denen ein Teil abgeschlagen wurde, um eine wirksame Schneide zu erhalten – und doch waren sie die Voraussetzung jeder Maschine, jedes Bildes, jeglicher philosophischer Erkenntnis oder jeden lyrischen Gedichtes.

Der arbeitende Mensch hat im Laufe der Jahrtausende nicht nur die Wunder der Technik geschaffen, wie den ersten Nagel, das Rad, die Schraube, den Hammer oder den modernen Automaten. Sein Werk war auch die Umgestaltung des täglichen Lebens, wie z. B. die Ausbildung der Seßhaftigkeit, die Errichtung der Städte und Dörfer. Es war gegen Ende der Eiszeit, als »plötzlich« Menschengruppen die seit drei Millionen Jahren geübte Jagd- und Sammelwirtschaft aufgaben, Pflanzen anbauten und Tiere hielten, statt von Lager zu Lager zu ziehen.

Wir kennen heute diesen Prozeß in ersten Umrissen: über das »Warum« des Wandels sind viele Bücher ge-

Wagen auf der Ur-Standarte, Königsgräber von Ur, um 2500 v. u. Z. (Ausschnitt)





Pflug in der Hand eines Gottes, Siegel der Akkadzeit, um 2400 v. u. Z.

schrieben worden. Dem einen ist es der Zufall, dem anderen ein Klimawechsel, dem dritten die Überbevölkerung – und sicherlich waren es viele Ursachen, die hier zusammenwirkten. Wahrscheinlich ist sogar die Frage falsch gestellt! Es gab niemanden, der beschloß, nun Bauer zu werden oder die Haustiere zu erfinden. Es liegt keine formale, vorgefaßte Logik in der Geschichte, die ein lebendiger Prozeß des Aufstiegs und Fortschritts ist – ein reales Wunder menschlicher Entwicklung, verwirklicht von Menschen, aber nicht geplant oder vorhergesehen –, und doch schuf der erste, der Weizen anbaute, und jener, der zum ersten Male ein Schaf zum Haustier machte, mit am Werk der höheren Mathematik und der heute beginnenden Weltraumfahrt. Sicherlich haben sich diese Vorgänge Hunderte, ja Tausende Male über lange Zeiträume hinweg vollzogen, und nur von heute aus scheinen sie sich zu einem Punkt zusammenzuziehen. Der Übergang zur Seßhaftigkeit, begonnen vorüber 10 000 Jahren, löste einen Prozeß aus, der nicht nur die Landwirtschaft hervorbrachte, die Nutzpflanzen und Haustiere und das Gerät, Spaten, Hacken, Pflüge und Körbe, sondern auch die Lebensmöglichkeiten revolutionär veränderte. Bedurfte es etwa 20 Quadratkilometer Landes, damit ein urzeitlicher Jäger leben konnte, so vermochten auf der gleichen Fläche mit künstlicher Bewässerung vor 5 000 Jahren bereits 5 000 bis 9 000 Menschen zu existieren.

Uunausweichlich änderten sich die Formen des Zusam-

menlebens. Aus Dörfern wurden in den Zentren der Entwicklung im Südirak, Südwestiran und in Indien schon im 4. Jahrtausend v. u. Z. Städte, und neue Veränderungen vollzogen sich.

Die alte Gesellschaft Gleichgestellter, die Urgemeinschaft, zerfiel. Fortan gab es Herrschende und Unterdrückte, Ausbeuter und Ausgebeutete, die Ungerechtigkeit der Teilung in Reiche und Arme. Sie wurde hingenommen, da etwas völlig Neues entstanden war, die Macht in der Gesellschaft, ein System der Gesellschaft, beruhend auf der neuen Produktion, das durch einen Gewaltapparat, den »Staat«, geregelt wurde. So war aus dem Häuptling, dem von allen gewählten Vertreter der Gesamtheit, der Herr des gesamten Volkes geworden, dem man sogar freiwillig in den Tod folgte, wie es z. B. die Gräber der Könige von Ur belegen.

Hatte sich der Mensch bisher als Teil der Gemeinschaft gefühlt und die Natur als seinesgleichen begriffen, so entwickelte sich nun ein differenziertes Verhältnis unter den Menschen eines Territoriums. Nun hatten sich einzelne über die Gesellschaft erhoben, und bald erschien erstmals in der Geschichte das künstlerisch gestaltete Bild der schönen Frau oder des kräftigen Mannes als Persönlichkeit.

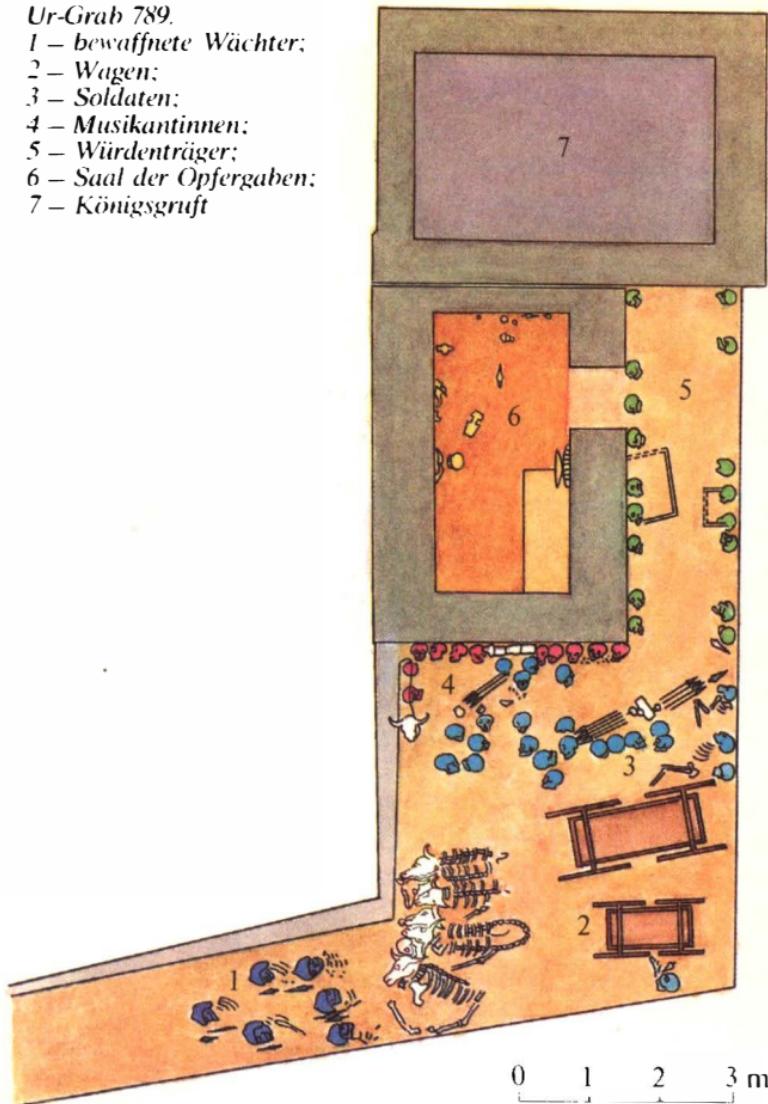
Der Mensch wurde sich des Wertes der Persönlichkeit bewußt, zwar erst nur in der Person des Herrschers und denen seiner Umgebung. Gesteigert wird dies bis zur Vergöttlichung des Herrschers; der »Herr der Welt« in einer Person. Aber war nicht selbst der Mächtigste, der Herr über Leben und Tod, sterblich? Gab es nicht wenigstens hier die Gleichheit der Menschen?

Folgt man dem Lauf der Geschichte, so stößt man bald auf weitere Zeugen der Schöpferkraft des Menschen.

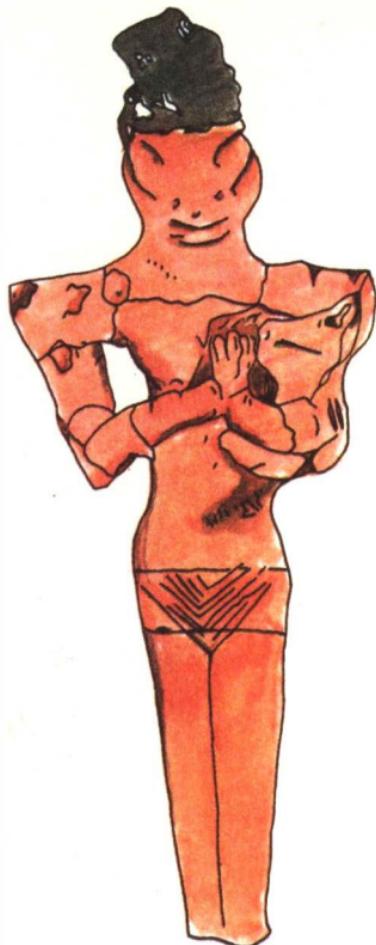
Auf kleinen Tontafeln eingegraben, begegnet uns die Schrift. Keine moderne Kultur ist denkbar ohne die dauerhafte Fixierung von Informationen – und doch war die Menschheit drei Millionen Jahre ohne Schrift ausgekommen. Nur Symbolzeichen gingen voraus, die einzelne Begriffe zum Ausdruck brachten. Nun aber waren große Verwaltungsaufgaben zu lösen, und dies überstieg die Möglichkeiten des Gedächtnisses.

Ur-Grab 789.

- 1 – bewaffnete Wächter;
- 2 – Wagen;
- 3 – Soldaten;
- 4 – Musikantinnen;
- 5 – Würdenträger;
- 6 – Saal der Opfergaben;
- 7 – Königsgruft



Schon im dritten Jahrtausend v. u. Z. stoßen wir auf die Anfänge der Wissenschaften. Es gab eine Mathematik, die bereits mit Erkenntnissen arbeitete, die denen des Pythagoras nahekamen. Man berechnete Pyramiden und Kegelstümpfe, meisterte die Bruchrechnung, entwickelte den Kalender und die Ansätze der Astronomie. Erste Himmelskarten entstanden. Halbedelsteinähnliche Gebilde wurden hergestellt, indem man z. B. Kobalt der



Tonstatuette der Obedkultur, Irak, um 4000 v. u. Z.

Glasschmelze beimengte, um sie blau zu färben. Am Ende der altorientalischen Zeit standen dann Versuche mit galvanischen Zellen, wie sie aus dem Irak bekannt sind. Hierher gehören als große Leistungen auch die astronomisch-astrologischen Riesenbilder von Nazca.

Es blieb weder in Eurasien noch in Amerika allein bei den Fortschritten der Technik und der Wissenschaft. Allen zwang sich die aufkommende soziale Wirklichkeit der Klassengesellschaft grausam auf. Schon vor über 4000 Jahren häuften sich die Nachrichten von Aufständen und Erhebungen der Ausgebeuteten und Unterdrückten. So

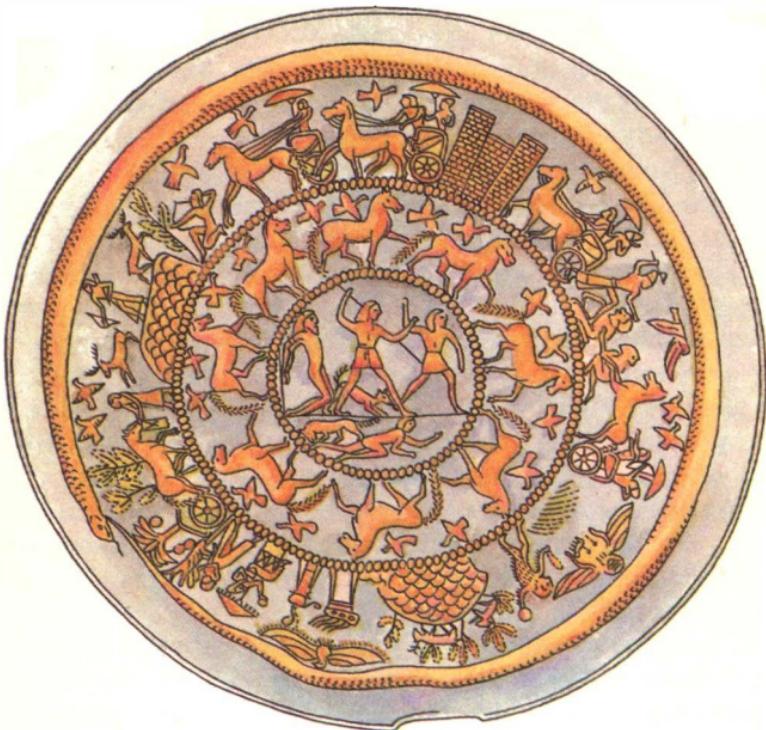
heißt es in einer altägyptischen Dichtung: »Die Reichen sind in Trauer und die Armen in Freude. Jede Stadt sagt: ›Laßt uns die Starken aus unserer Mitte vertreiben! Das Land kehrt sich um wie eine Töpferscheibe.‹« (B. Brentjes: Von Schanidar bis Akkad. Leipzig 1968, S. 222)

Die Unterdrückten hatten die geistigen Bande gesprengt und suchten ihre Lage in der Wirklichkeit zu verbessern. Sie scheiterten, da es noch keinen Weg zur Verwirklichung einer Gesellschaft der Gleichen gab, und so trösteten sie sich schließlich mit einer Rache im Irrealen. In Mesopotamien hoffte man z. B. zu Ende des 3. Jahrtausends v. u. Z. auf das Wunder, daß die Göttin Nansche die Armen rächte: »Um die Waisen zu trösten und daß es keine Witwen mehr gebe, um für die Mächtigen eine Stätte des Verderbens zu schaffen, um die Mächtigen Schwachen zu überantworten, ergründet Nansche die Herzen der Menschen.« (S. N. Kramer: Geschichte beginnt mit Sumer. München 1960, S. 87)

Auch die Herrschenden vermochten sich der Krise des Bewußtseins nicht zu entziehen. Zeigten die ersten Herrscherbilder noch idealisierte, sorgenfrei erscheinende, göttlergleiche Persönlichkeiten, tragen die Pharaonenporträts z. B. des Mittleren Reiches auch herbe, schmerzerfüllte Züge. Die Kunst begann, den Menschen realer zu zeigen, so sehr auch phantastische Erklärungen die Wahrheit vernebelten. Eines der größten Wunder der Erkenntnis des Menschen des Alten Orients ist das babylonische Gilgameschepos. Es schildert den Weg des

Uruktafel aus Kisch, um 3000 v. u. Z.





Sklavenjagd mit Bluthunden (im Zentrum). Jagd auf einen Großaffen (äußeres Fries), phönizisch-karthagische Silberschale, gefunden in Praeneste, Italien. 7. Jahrhundert v. u. Z.

Sagenkönigs Gilgamesch vom gefürchteten Raufbold zum Kämpfer gegen Ungeheuer, Feinde und göttliche Versucher und stellt ihn dann vor die Frage des unausweichlichen Todes. Sein Gefährte Enkidu stirbt an seiner Seite, und er zieht in die Welt, die Unsterblichkeit zu suchen. Nach unsäglichen Mühen erwirbt er das Kraut des »ewigen Lebens«, das ihm jedoch der »Erdlöwe«, die Schlange, stiehlt. Da kehrt er heim, um seine Stadt Uruk auszubauen, da den Menschen nur sein Werk überdauere.

Diese Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens, immer wieder aufgegriffen bis hin zu Goethes Faust, ist auch die Antwort auf die Suche nach den »Wundern« in der Geschichte. Der Mensch selbst ist das Wunder, das sich begreifen muß, um sich als freier Mensch auf freiem Grund verwirklichen zu können.

Literaturhinweise

- C. Aldred, Egypt to the End of the Old Kingdom. London 1965
- M. Artamanov, Sokrovišča Sakov. Moskau 1973
- C. W. Blegen u. a., Troy, 4 Bände und 4 Bildbände. Princeton 1950–1958
- C. W. Ceram (K. W. Marek), Götter, Gräber und Gelehrte. Berlin 1978
- V. Christian, Altertumskunde des Zweistromlandes. Leipzig 1941
- H. Czerny, Ein haltloser Psychopath. In: Berliner Zeitung, 11./12. Dezember 1978, S. 13
- G. Daniels, The Phoenicians. London 1962
- G. Daniels, Troy and the Trojans. London 1956
- W. Dörpfeld, Troja und Ilion, I. Bd. Athen 1902
- F. Drenckhahn, Ein geometrischer Beitrag zu dem Problemtext von Tell. Harmal. In: Zeitschrift für Assyriologie NF 16, Berlin 1952, S. 151–160
- Fr. Engels, Die Naturforschung in der Geisterwelt. In: Dialektik der Natur, MEW 20, Berlin 1962, S. 337–342
- Fr. Engels, Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen. In: MEW 20, Berlin 1962, S. 444–455
- P. Eudel, Fälscherkünste. Leipzig 1909
- G. Grote, Geschichte Griechenlands. (Deutsch von N. N. W. Meißner). Berlin 1850
- F. Hampl, Die Ilias ist kein Geschichtsbuch. In: Geschichte als kritische Wissenschaft, Bd. 2, Graz 1975, S. 51–99
- R. F. Heizer, Ancient Heavy Transports Methods and Achievements. Science, 19. August 1966, S. 821–830
- Kofi Antubam, Ghana's Heritage of Culture. Leipzig 1963

- S. N. Kramer, Geschichte beginnt mit Sumer. München 1960
- K. Marx, Der leitende Artikel in Nr. 179 der »Köllnischen Zeitung«. In: MEW, Bd. 1, Berlin 1957, S. 86–104
- K. Marx an Lawrow, 18. Juni 1875, MEW, Bd. 34, Berlin 1966, S. 145
- E. Meyer, Gab es ein Troja? Grazer Beiträge, Bd. 4. Graz 1975, S. 157–169
- W. Müller, Troja. Leipzig 1971
- C. Nylander, The Fall of Troy. In: Antiquity, Bd. XXXVIII. London 1963, S. 6–11
- E. Oberhummer, Eine türkische Karte zur Entdeckung Amerikas. In: Anzeiger der Akademie der Wissenschaften. Wien 68. Jahrg. 1931, Wien 1932, S. 99–112
- E. Paul, Die falsche Göttin. Leipzig 1962
- W. Rathge, The ancient astronaut myth. In: Archaeology. 31. Januar, New York 1978, S. 4–7
- S. I. Rudenko, Drevnejšie v mire šudožestvennye kovry kovry i tkani. Moskau 1968
- G. Rühlmann, Die Nadeln des Pharao. Dresden 1968
- C. Schuchhardt, Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft. Leipzig 1891
- E. Seler, Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde. Berlin 1923
- C. Singer u. a., A History of Technology. Oxford 1955
- W. P. Sintschenko, A. N. Leontjew u. a., Parapsychologie – Fiktion oder Realität. In: Sowjetwissenschaft, Nr. 1, Berlin 1974, S. 55–64
- E. Strommenger, Fünf Jahrtausende Mesopotamien. München 1962
- R. de Vaux, On right or wrong uses of Archaeology. In: J. A. Sanders, Near Eastern Archaeology, New York 1970, S. 64–80
- E. A. Wallis Budge, Cuneiform Texts from Babylonian Tablets. London 1912
- R. Waughope, Lost tribes and sunken continents. Chicago – London 1962/1963
- Th. Wiegand (Herausgeber), Baalbek, 4 Bände. Berlin – Leipzig 1921

»akzent« – die Taschenbuchreihe
mit vielseitiger Thematik:
Mensch und Gesellschaft,
Leben und Umwelt, Naturwissenschaft
und Technik. – Lebendiges Wissen
für jedermann, anregend und aktuell,
konkret und bildhaft.

Weitere Bände:

Brentjes, Vom Stamm zum Staat
Petrik, Kurioses aus der Technik
Wassilewski, Vulkane – Feuer des Pluto
Kehnscherper, Auf der Suche nach Atlantis
Rehbein, Oldtimer auf Schienen
Lange, Die Farben der Tiere
Mohrig, Wie kam der Mensch zur Familie?

DDR 4,50

